ÖSTERR.-UNGAR.

REVUE

MONATSSCHRIFT
FÜR DIE GESAMTEN
KULTURINTERESSEN
DER ÖSTERR.-UNG.
MONARCHIE

31. BAND. 1. HEFT.

1904 1904

INHALT:

WIEN
Verlagsbuchhandlung L. Rosner (C. W. Stern)
I. Franzensring 16.

Dichtkunst.

Gedichte:

1. Aus einem Zyklus: „Im stillen Schulhaus drin." Von Alois Metzl.
   Ein Schmerzensliedchen. — Die Pause. — Die Braun. — In memoriam.
2. Ein „Herr". Von J. v. Immendorf.

Rundschau.

Besprechungen und Notizen:

1. J. Br.: Zu beiden Seiten der Leitha. — 2. Julius Patzelt: Weltpolitik. — 3. A. O.: Deutsches Volkstheater. — 4. A. O.: Burgtheater. — 5. Julius Bittner: Musik. — 6. R. S.: Wiener Philharmoniker. — 7. —n—: Nachtwandler. Alter. Festspiel. Von Eugen Guglia. — 8. —n—: Der unglückliche Liebhaber oder: Die tugendhafte Frau. — 9. Dr. Karl Huffnagl: Aus Heimat und Fremde. Von Adolf Hagen.

Österreichisch-deutsche Zolleinigungs-bestrebungen.

Von **Dr. Johann Žmavc**, Prag.

Die moderne Politik ist zu großem Teile Handelspolitik; so ist auch ein wesentlicher Teil der „deutschen Frage" des 19. Jahrhunderts handels- und zollpolitischen Inhaltes gewesen. An Stelle der schon gelösten „deutschen Frage" haben wir heutzutage Fragen, die kaum von geringerer Intensität und von noch größerem Umfange sind; unsere Blicke sind gerichtet auf den Kampf um die ökonomische Vorherrschaft auf der gesamten Erdoberfläche. Lebensinteressen erheischen es zu Beginn des 20. Jahrhunderts, daß ganz Mitteleuropa, ja ganz Europa geeint und innerlich gefestigt dastehe gegenüber den gewaltigen Wirtschaftsaspirationen der drei Weltreiche, und namentlich der Vereinigten Staaten. Wir haben jetzt eine mitteleuropäische, eine europäische Frage des innigen Zusammenschlusses*) der wirtschaftlich bedrohten Mittel- und Kleinstaaten

*) Dessen Notwendigkeit neuerdings u. a. Jul. Wolf (Das deutsche Reich und der Weltmarkt, Jena 1901) betont hat. Vgl. ferner Sartorius von Waltershausen, Beiträge zur Beurteilung einer wirtschaftlichen Förderation von Mitteleuropa i. d. Zeitschrift f. Sozialwissenschaft 1902, Grunzel. Die handelspolitischen Beziehungen Deutschlands und Österr.-Ungarns in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd 93. Auf die amerikanische Gefahr wird eben jetzt allenthalben hingewiesen, vgl. z. B. Fiedler, Deutschland und die Monroe-Doktrin, im Aprilheft der Preußischen Jahrbücher 1903. Bekanntlich hat sogar ein Amerikaner, der Stahlkönig Andr. Carnegie, im verflossenen Jahre (1902) den deutschen Kaiser aufgefordert, sich an die Spitze der „Vereinigten Staaten Europas" zu stellen, um die amerikanische Gefahr abzuwenden. Über A. v. Peez siehe unten S. 27.

Europas, und gar wahr sind die Worte des österreichischen Ministers des Äußeren aus dem Jahre 1898: „Wie das 16. und 17. Jahrhundert mit religiösen Kämpfen ausgefüllt waren, im 18. die liberalen Ideen zum Durchbruch kamen, wie das gegenwärtige (19.) Jahrhundert durch die Nationalitätenfrage charakterisiert erscheint, so sagt sich das 20. Jahrhundert für Europa als ein Jahrhundert des Ringens ums Dasein auf handelspolitischem Gebiete an."

Es kann zur Klärung der weltwirtschaftlichen Probleme, die gegenwärtig an uns herantreten, kaum etwas geeigneter sein als ein Rückblick auf die österreichisch-deutschen Wirtschaftseinigungsbestrebungen um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, wo wahrhaft geniale Wirtschaftspolitiker und Staatsmänner wirkten, auf deren Tätigkeit ein jeder, auch der Gegner einer solchen Wirtschaftseinigung, nur mit Bewunderung schauen muß.

Die Pläne des Ministers von Bruck von einem 70 Millionenreiche sind so großartig, daß man noch heutzutage, wie sich Lotz ausdrückt, an denselben zehrt, wie auch der gelehrte Präsident der Gesellschaft österr. Volkswirte, Hofrat von Philippovich, in den interessanten Verhandlungen dieser Gesellschaft über ein Zoll- und Handelsbündnis mit Deutschland im Jahre 1900 auf dieselben hinwies: es hatte sich ja damals um die Gestaltung eines mitteleuropäischen Wirtschafts- und Zollgebietes gehandelt, welches als ebenbürtige Macht den scharfen Tarifmaßregeln Nordamerikas und Rußlands Trotz geboten, der inländischen Produktion einen großen einheimischen Absatzmarkt auf die Dauer verbürgt, und es zum mindesten verhindert hätte, daß die englische Handelsflotte sogar das Mittelmeer für sich in Beschlag genommen.

A. Die Zolleinigungsbestrebungen vor dem Jahre 1866. Minister von Bruck.

I

Österreich trat erst im Jahre 1848 mit einer energischen Handelspolitik auf, nachdem bishin die zollpolitischen Interessen Deutschlands vornehmlich Preußen geschützt hatte, welches nicht unerhebliche materielle und politische Opfer bringen mußte, um schließlich die meisten deutschen Staaten im Zollvereine zusammenzuschließen. Zu Beginn des Jahrhunderts hatten jedoch echt mittelalterliche Zollverhältnisse in den deutschen Landen bestanden, wie

sie List in einer Denkschrift vom Jahre 1819 kennzeichnete: „38 Zollinien in Deutschland lähmen den Verkehr im Inneren und bringen ungefähr dieselbe Wirkung hervor, wie wenn jedes Glied des menschlichen Körpers unterbunden wäre, damit das Blut ja nicht in ein anderes überfließe.“ Den tatsächlichen Ausgangspunkt für die Herstellung einer innigeren wirtschaftlichen Einheit Deutschlands bildete das preußische Zollgesetz vom 26. Mai 1818, welches allerdings nur für Preußen galt, aber nach und nach auch andere deutsche Staaten erfaßte. Die öffentliche Meinung in Deutschland außerhalb Preußens war zwar eine Gegnerin der separatistischen preußischen Zollpolitik, auch List und Nebenius z. B. erwarteten alles Heil vom deutschen Bunde und sahen in dem einseitigen Vorgehen Preußens eine Gefährdung der Interessen der deutschen Nation in ihrer Gesamtheit. Mit dieser öffentlichen Meinung stimmte überein die Haltung der Regierungen in Österreich, in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Gleichwohl gewann Preußen von Jahr zu Jahr mehr zollpolitische Siege trotz der anfänglichen Gegnerschaft des gesamten übrigen deutschen Bundes. Ein Staat nach dem anderen, mit dem Kleinstaate Schwarzburg-Sondershausen im Jahre 1819 angefangen, trat dem Zollsystem Preußens bei, bis sogar süddeutsche Staaten 1831 den Antrag auf völlige Zollvereinigung stellten; es folgten Verträge mit Sachsen und den thüringischen Staaten; der große Verein führte den Namen „deutscher Zollverein“: in der Nacht vom 31. Dezember 1833 zum 1. Januar 1834 öffneten sich die Schlagbäume zwischen den meisten Ländern Deutschlands.

Österreich, dessen Kaiser vor einigen Jahrzehnten noch den Titel „deutscher Kaiser“ führte, sah, wenn vorher etwas apathisch, seit dem Jahre 1848 mit Besorgnis auf diese Entwicklung der Dinge im Norden. Es hatte zwar im deutschen Bunde einen mächtigen Helfershelfer gegen Preußen, allein es mußte inne werden, daß die wirtschaftliche Entwicklung nicht die gewünschte Richtung nehme, daß ein wirtschaftlich einheitliches Deutschland um Preußen herum sich krystallisiere, und daß die wirtschaftliche Übermacht Preußens auch die politische nach sich ziehen werde. Da Preußen seine Stütze und Stärke im Zollvereine suchte, so hieß die Parole für Österreich, Preußen die führende Stellung im Zollvereine zu entreißen; dies konnte nur durch den Eintritt Österreichs in den Zollverein, durch eine österreichisch-deutsche Zollvereinigung geschehen, zumal Artikel 19 der Bundesakte die Handels- und Zollsachen aus-

drücklich als gemeinsame Angelegenheiten aller Deutschen anerkannt hatte.

Es hat zwischen den Staaten des Zollvereins Spannungen gegeben; die norddeutschen Staaten huldigten dem Freihandel, die süddeutschen dem Schutzzoll, diesen Gegensatz galt es auszunützen, zumal Österreich, welches bishin ja noch am Prohibitivsystem festgehalten hatte, dem Freihandel ganz und gar abhold sein mußte, wogegen Preußen schon wegen dieses prinzipiellen Gegensatzes das freihändlerische Element im Zollvereine nach Möglichkeit zu kräftigen suchte; die politischen Verhältnisse zeichneten Preußen von selbst den Weg, den es handelspolitisch zu beschreiten hatte, wenn es nicht zugestehen wollte, daß in einem deutschen Zollbündnisse Österreich gleichberechtigt neben Preußen stünde: Österreich war vom Zollvereine fernzuhalten!

Österreich nun, das „Jung-Österreich" nach dem Jahre 1848, war nicht so ungefährlich für Preußen. Ehrgeizige und talentvolle Staatsmänner verliehen plötzlich der bishin verknöcherten österreichischen Staatskunst eine Elastizität, in Bezug auf welche sogar Preußen zunächst überflügelt wurde. V. Bruck, ein (1798) geborner Preuße aus Elberfeld, v. Hock, ein (1808) geborner Prager, und einige andere kamen in Österreich zur Geltung und brachten den maßgebenden Staatsmännern (Fürst Fel. Schwarzenberg, Graf Stadion), ja auch der Person des jugendlichen Kaiser Franz Josef I. die Überzeugung bei — oder bestärkten sie in dieser —, daß nur der wirtschaftliche Anschluß an Deutschland dem Kaiserstaate die erwünschte politische Suprematie zu verbürgen imstande sei.

Bruck, am 21. November 1848 zum Handelsminister ernannt, trat bald energisch mit der großartigen Idee hervor, ein einheitliches mitteleuropäisches Zoll- und Handelsgebiet zustande zu bringen, welches Deutschland, Österreich(-Ungarn) und Ober-Italien umfassen sollte, und welches vermöge des Territoriums und der Bevölkerung, wie namentlich durch den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der landwirtschaftlichen Produkte und industriellen Erzeugnisse den übrigen Staaten und insbesondere England gegenüber, dessen Macht und Pläne v. Bruck als Direktor des österreichischen Lloyd in Triest (seit 1836) zu studieren Gelegenheit gehabt hatte, eine Achtung gebietende Stellung zu nehmen berufen wäre.*)

*) „Drei Staatenbünde reichen sich dann die Hand durch die ganze Mitte unseres Erdteils und stützen Rechtsordnung und das Gleichgewicht Europas: der deutsche Bund, der helvetische und italienische" heißt es im nachgelassenen, wenig bekannten Werke von Brucks: Die Aufgabe Österreichs, Wien, 1860. 85 S,

In der „Wiener Zeitung“ 26. Oktober 1849 erschienen, gleichsam um die öffentliche Meinung zu befühlen, Vorschläge zur Anbahnung der österreichisch-deutschen Zoll- und Handelsvereinigung. Es heißt da einleitend: „Die Frage der Zollvereinigung von Österreich und Deutschland schleicht lange schon wie ein Gespenst herum, hier die schüchternen, furchtsamen Interessen erschreckend, dort von den Schlauen als ein bloßes Phantom, als ein Wesenloses verschrieen, das wie so manches andere in unseren Tagen in Nichts zerfließen würde, wenn man es wirklich anfassen wollte. Weder das Eine, noch das Andere ist begründet. Die Frage hat einen festen Kern und einen lebensvollen Inhalt, und will man diesen nur recht scharf ins Auge fassen, so wird jenes Schreckbild verschwinden.“ Dann folgt die fachgemäße Erörterung der Frage. Die Zolleinheit sollte in der Weise zustande gebracht werden, daß dadurch keine Partei in einem wesentlichen Interesse geschädigt werde, sondern daß im Gegenteile die verschiedenartigsten Wünsche und Bedürfnisse möglichst ihre Befriedigung fänden. Doch könnte die Zolleinigung nicht in überstürzter Weise plötzlich durchgeführt werden, sie bedinge eine gewisse Übergangszeit. Vor allem wäre das Zustandekommen der völligen Zolleinigung durch Verträge zu sichern, und wären die Übergangsmodalitäten*) in den Verträgen selbst festzustellen.

Die österreichische Regierung machte sich auch sogleich an die Arbeit, um die innere Zollreform als Bedingung der Anbahnung der Zollunion vorzubereiten. Es kam zu einem neuen Zolltarife im Jahre 1851, welcher mit dem Prohibitivsysteme vollkommen brach und einer mäßigen Schutzzollpolitik Eingang verschaffte.

An der ernsten Absicht Österreichs, dem Zollvereine beizutreten, konnte kein Zweifel bestehen, nachdem Bruck am 30. Dezember 1849 in einer an die deutsche Bundeskommission gerichteten Denkschrift die entschiedene Erklärung gegeben hatte, daß die Wiener Regierung für die wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands und Österreichs eine neue gemeinsame Grundlage schaffen wolle und die Verschmelzung der beiderseitigen Interessen herbeizuführen beabsichtige, zumal nachdem sie durch Vornahme von Zollreformen ihren tatkräftigen Willen gezeigt hatte. Größeres Bedenken gegen die Zolleinigung — meinte B r u c k in dieser Denkschrift — würden nur

*) Bruck selbst verfaßte einen Entwurf diesbezüglicher Übergangsmodalitäten, auf welchen in unseren Tagen v. Philippovich zurückgreift.

die Handelsgruppen an der Nord- und Ostsee haben, deren Wunsch auf Beseitigung der Schutzzölle und auf die Einführung von einfachen Finanzzöllen gerichtet sei, um so ihrem Handel eine größere Freiheit zu sichern; aber auch diesen würde übrigens schon das bloße Zustandekommen des neuen Zollvereines bedeutende Vorteile bieten, indem sich ihrem Handel, statt des gegenwärtig 29 Millionen Einwohner zählenden Zollvereins ein Absatzgebiet von 70 Millionen erschließen würde. Das Streben Österreichs finde in Deutschland im allgemeinen Anklang. Auch Österreich selbst würde durch den Zollverein nicht zu unterschätzende Vorteile erlangen. Bei der Zollbehandlung könnten wesentliche Ersparnisse erzielt werden und würden infolge einer Verschmelzung beider wirtschaftlich verschieden gearteten Gebiete die nunmehr auf sich gegenseitig angewiesenen wirtschaftlichen Elemente einer weit größeren Entwicklung fähig sein.

Am Schlusse der Bruck'schen Denkschrift wird die Frage aufgeworfen, in wessen Hände die Durchführung der Zollvereinigung gelegt werden möge, und die Frage gleichzeitig beantwortet, daß in „keine anderen Hände, als in die der als deutsches Zentralorgan bestellten Bundes-Kommission".

Da Preußen im deutschen Bunde wegen der Majorisierung durch die Kleinstaaten, welche Österreich gewöhnlich auf seiner Seite hatte, sich nicht behaglich fühlte und es natürlich wohl beherzigte, daß auch die politische Vorherrschaft von der wirtschaftlichen Suprematie abhänge, war es aufs eifrigste bemüht, alle Schritte Österreichs in Bezug auf den deutschen Zollverein zu vereiteln.

Auf jene Artikel der „Wiener Zeitung" antwortete die preußische Regierung in ihrem Amtsblatte „Preußischer Staatsanzeiger" vom 7. November 1849 etwa Folgendes: Preußen würde jede Verkehrserleichterung zwischen Österreich und dem deutschen Zollvereine mit Freuden begrüßen, eine vollständige Zollvereinigung mit Österreich sei jedoch unmöglich. Durch eine solche Zolleinigung würde das Grundprinzip des Zollvereinstarifs, von Fabrikaten einen nur mäßigen Zollbetrag zu erheben, gänzlich vernichtet. Ferner unterlägen die Verzehrungssteuergegenstände in Österreich einem viel höheren Zollsatze als in Deutschland, so daß sich da die Zollsätze kaum gleichstellen ließen; schließlich heißt es, daß, so lange in Österreich das Tabaksmonopol bestehe, von einer Zolleinigung nicht die Rede sein könne.

Als die erwähnte Denkschrift des Handelsministers v. Bruck erschienen war, zeigte sich in ganz Deutschland eine lebhafte Bewegung; die süddeutschen Staaten begrüßten die Forderungen Österreichs, die nördlichen Provinzen und namentlich die Hansastädte aber meinten, daß der österreichische Vereinigungsplan die gänzliche Auflösung des Zollvereins beabsichtige, und daß die von Österreich betonten Schutzzölle der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands nur zum Nachteile gereichen würden.

Auch auf die Denkschrift Brucks antwortete die preußische Regierung mit einem Memorandum, in welchem sie dasselbe ausführte wie in der eben angeführten Erwiderung des „Preußischen Staatsanzeigers", darauf hinweisend, daß Österreich sich mit dem Zollvereine zwar nicht vereinigen, wohl aber durch Verträge sich wesentliche Vorteile bedingen könne.

Der unermüdliche Bruck überreichte am 30. Mai 1850 der Bundeskommission eine zweite Denkschrift, deren Tendenz dahin ging, die mittlerweile aufgetauchten Bedenken zu zerstreuen und die Ausführbarkeit der österreichischen Pläne zu beweisen.

Diese Denkschrift erscheint uns auch heute noch so interessant, daß wir ihre Hauptgedanken nach Matlekovits*) herausheben wollen:

Das Hauptgebrechen des Zollvereins — sagt beiläufig die Denkschrift — liegt darin, daß demselben bisher ein entsprechendes Zentralorgan fehlt; Österreich glaubt diesem Mangel in seinem projektierten Zollvereine dadurch abhelfen zu können, daß zur legislatorischen Leitung sämtlicher Handelsangelegenheiten ein „großer Rat" organisiert werde. Dieser Rat wäre aus Abgeordneten der vereinigten Staaten zu konstituieren und zwar in einer Weise, daß der größere Teil von den Vertretern der gewerblichen Interessen, und zwar dort, wo Handels- und Gewerbekammern bestehen, von diesen gewählt, und zum geringeren Teile von den Regierungen ernannt werde. Seinen Präsidenten, Vizepräsidenten sowie die Schriftführer und Mitglieder des Ausschusses hätte der große Rat selbst zu wählen und zwar letzteren in der Art, daß Preußen, Österreich, die norddeutschen Küstenstaaten und Süddeutschland darin vertreten sein müßten. Der Verein hätte ferner ein besonderes Handelsamt, das in allen Angelegenheiten, die sich auf Handel, See- und Flußschiffahrt, Verkehr, Schutz des geistigen Eigentums,

*) Die Zollpolitik der österr.-ungar. Monarchie von 1850 bis zur Gegenwart (S. S. 20–23.) Budapest 1877.

Münz-, Maß- und Gewichtswesen, auswärtige Handelsvertretung, Auswanderung und Kolonisation beziehen, als Oberaufsichtsbehörde zu wirken berufen wäre; außer diesem Handelsamte bestünde noch ein besonderes Statistisches Bureau und schließlich eine Zollkontrolls- und Rechnungskammer.

Nach Darlegung der inneren Organisation des zukünftigen Zollvereins wendet sich nun die Bruck'sche Denkschrift zur Erläuterung der zu befolgenden Handelspolitik. In der Regel erscheint es — setzt sie fort — bei der jetzigen raschen und großartigen Bewegung ratsam, die Handelspolitik eines Staates nicht auf allzu bestimmte Grundsätze stellen zu wollen. Die Verkehrsbeziehungen der Völker werden durch den Gang der Zeit, die Fortschritte der Industrie, die Wandelbarkeit der Produktion und die Bedürfnisse des Verbrauchs in ihren Bedingungen unaufhörlich abgeändert. Ein handelspolitisch vorgeschrittener Staat hat keine festgezogenen Normen, er handelt nach den Umständen für sein Interesse. Allein in diesem Falle sollen erst verschiedene Staaten oder doch noch neunfach in Zoll und Handel gespaltene Gebiete sich vereinigen und ergänzen zu einem ganz neuen, mächtigen Handelsbunde, der sofort auf der Weltbühne eine bedeutende Rolle zu übernehmen berufen sei... Im Verkehre dieser Staaten, nicht bloß gegen das gemeinsame Ausland, sondern auch gegen einander, waren die Adern unterbunden, in denen der gesunde, nirgends stockende Kreislauf des Blutes vor sich gehen soll. Erst der ganz Deutschland und Österreich umspannende Verein wird nicht bloß die Elbe, Weser, Ems, Oder ganz und ungeteilt sein nennen, er wird auch die Adria, wie die Nord- und Ostsee umschlingen; und das moralische Gewicht eines 70 Millionen Menschen umfassenden Bündnisses, das politische Gewicht eines Handelsgebietes wie die Geschichte kein gleiches kennt, wird bald das Übrige erringen, was ihm zur Erfüllung seiner welthistorischen Auffassung noch fehlt ... Der Gedanke, den mitteleuropäischen Kontinent zu einem großen Handelsbunde zu vereinigen und die Zukunft auf der politisch-materiellen Solidarität der verbündeten Staaten gegen jene Eventualitäten zu sichern, denen die bisherigen Einrichtungen nicht zu begegnen vermochten, ist nur dann zu verwirklichen, wenn die volkswirtschaftlichen Zustände dieser Staaten wesentlich auf gleichen Grundlagen beruhen. Der bisher bestehende Antagonismus der Interessen ist kein natürlicher, in dauernden Verhältnissen wurzelnder, keinesfalls aber ein solcher,

der nicht mit gutem Willen zu beseitigen wäre. Handelsfreiheit und Schutzzoll bilden nicht im Prinzipe notwendige Gegensätze, der Kampf zwischen Schutzzoll und Freihandel kann durch die österreichisch-deutsche Zolleinigung auf befriedigende Weise gelöst werden. Durch diese Einigung wird dem einen und dem anderen Prinzipe wesentlich Rechnung getragen; denn je kleiner das Land, desto bedenklicher wird der Zollschutz, desto notwendiger der Freihandel; je ausgedehnter dagegen der eigene Markt, desto größer der innere Mitbewerb; je größer dieser, desto unmöglicher das Monopol, desto niederer die Warenpreise, desto größer auch die Fähigkeit zum Mitbewerb auf dem Weltmarkt. Auf einem regen Markte wird der Schutzzoll zum Vorrecht des Einzelnen und zur Bürde der Übrigen; auf dem weiten Markte gleicht sich dies zum Vorteile des Ganzen bald aus, der spornende Schutz erweckt die schlummernden Kräfte zur Tätigkeit, er verleiht den nötigen freien Spielraum zum Erstarken und gibt dem Auslande gegenüber die fehlende Ebenbürtigkeit. Allerdings begegnet man, auf den Standpunkt der Sonderinteressen heruntersteigend, noch manchen Befürchtungen und Konflikten. Allein war es anders, als man in den Dreißiger-Jahren zum Abschluß der Zollvereinsverträge schritt? ... Und doch sind die Befürchtungen zu Schanden worden ... Die Wissenschaft hat den scheinbaren Gegensatz von Handelsfreiheit und Schutzzoll überwunden, seitdem sie nicht mehr bei der Abstraktion stehen geblieben, sondern zu dem lebendigen Menschen fortgeschritten ist. Sie will die Handelsfreiheit, aber sie läßt auch Schutz- und Differentialzölle als Mittel dazu, zur industriellen Erziehung, Massenentwicklung und als Waffe zu. Alles kommt darauf an, wie man diese Mittel zu handhaben und anzuwenden versteht. Selbstzweck ist so wenig die Handelsfreiheit als der Schutzzoll; beides sind nur Mittel für höhere wesentliche und nationale Zwecke. Jedenfalls scheint eine lange Erfahrung dafür zu sprechen, daß wir durch eine die vaterländische Arbeit sorgsam schützende, die Interessen vereinende Politik eher zur Handelsfreiheit gelangen werden, als dadurch, daß wir auf diesem Gebiete nach außen entwaffnet, nach innen zerrissen bleiben.

Auf Grund dieser Anschauungen wird von Bruck die zu beobachtende Zollpolitik des neuen Zollvereins in folgenden vier Punkten zusammengefaßt:

1. Die Handelspolitik ist aufzurichten weder auf agrikoler und einseitig das Land aufschließender Basis, noch auf der gewerb-

lich-prohibitivistischen, sondern sie ist vielmehr auf eine gehörige Würdigung und Befriedigung sämtlicher wirtschaftlicher Zweige zu begründen.

2. Die industrielle Konkurrenzfähigkeit wird sich insbesondere auf eine möglichst ausgedehnte Urproduktion, ferner auf die Freiheit des Bodens und der Arbeit, auf eine dem Inlande gänzlich freigegebene Konkurrenz, auf die Möglichkeit einer billigen und unmittelbaren Anschaffung sämtlicher zur Industrie nötigen Roh- und Hilfsstoffe und schließlich auf einen den Schutzbedürfnissen möglichst genau entsprechenden Zolltarif, wie überhaupt auf eine gesunde Handels- und Schiffahrts-Gesetzgebung stützen müssen.

3. Nachdem die wirtschaftlichen Verhältnisse der europäischen Staaten im großen und ganzen mit den Verhältnissen des zu gründenden Zollvereines identisch sind, so sind mit diesen Staaten Handelsverträge nicht abzuschließen; mit einem oder dem anderen Nachbarstaate könnte jedoch eine vollständige Zollvereinigung statthaben.

4. Mit den überseeischen Staaten wäre die direkte Verbindung nach Tunlichkeit zu erleichtern.

II.

Die österreichische Regierung, speziell Bruck und Hock, ging systematisch und bedächtig vor; doch all diese Schritte, all die amtlichen Artikel und an den deutschen Bund gerichteten Denkschriften führten sie nicht recht zum Ziele; daß es an Preußen lag, wenn die Sache nicht vorwärts gehen wollte, wußte man natürlich in Österreich sehr genau. Fürst Schwarzenberg, Minister des Äußeren, sah sich auch am 21. Juli 1850 veranlaßt, direkt an Preußen ein ernstes Wort zu richten, indem er an den Gesandten Baron Prokesch von Osten nach Berlin eine Depesche erließ, in der vor allem auf jene Schritte hingewiesen wird, die Österreich im Interesse des Zustandekommens des deutschen Zollvereins bisher unternommen hat; insbesondere wurde die Revision des Zolltarifs, die teilweise Aufhebung der Elbezölle und die gänzliche Abschaffung der Zwischenzölle erwähnt, nachdem ferner noch die große Bedeutung der Zollvereinsidee betont wird, unterzieht Fürst Schwarzenberg das bisherige Verhalten der preußischen Regierung einer Charakteristik und beweist, daß die preußische Regierung das Zustandekommen des durch Österreich angestrebten Zollvereins bisher nicht nur aufs ent-

schiedenste zu bekämpfen suchte, sondern in ihren Bestrebungen selbst soweit ging, daß sie der projektierten Vereinigung auch im praktischen Wege Schwierigkeiten bereitete, indem sie Österreich gegenüber die Erhöhung einzelner Zollsätze in Vorschlag brachte: „Die österreichische Regierung" — sagt wörtlich die Depesche — „kann mit Beruhigung die Würdigung dieser Vorgänge dem Urteile der übrigen deutschen Regierungen und der öffentlichen Stimme anheimstellen; allein sie hält es für ihre Pflicht gegenüber diesen Regierungen und ihren eigenen Staatsangehörigen, sich noch einmal an die k. preußische Regierung zu wenden und dieselbe dringend zu einem aufrichtigen Eingehen auf die österreichischen Zolleinigungsvorschläge aufzufordern."

Wir können im Rahmen eines kurzen Aufsatzes nicht auf die einzelnen Phasen des politischen und handelspolitischen Kampfes zwischen Österreich und Preußen eingehen. Preußen fühlte sich trotz vieler finanzieller Opfer und trotz seines zielbewußten Vorgehens — durch den Vertrag von 1851 mit Hannover und Oldenburg verstärkte es geschickt die freihändlerischen Elemente im Zollvereine — diesmal doch noch zu schwach, um Österreich endgiltig von allen Versuchen der großen Zolleinigung abzubringen, und mußte, um den Zollverein nicht in Brüche gehen zu lassen, da sich die deutschen Süd- und Mittelstaaten am 17. Februar 1853 auf der Wiener Zollkonferenz bereit erklärt hatten, eventuell ohne Preußen in eine Zolleinigung mit Österreich einzutreten, mit Österreich den Zoll- und Handelsvertrag vom 19. Februar 1853 auf 12 Jahre (vom 1. Januar 1854 bis 31. Dezember 1865) schließen; dieser Handelsvertrag war ein handelspolitischer Waffenstillstand; Preußen mußte einige Zugeständnisse zu Gunsten der österreichischen Projekte machen. Österreich erhielt von seiten Preußens Zollbegünstigungen — besonders war die Zollfreiheit der Rohprodukte, namentlich des Getreides wertvoll — mußte aber auch Zollbegünstigungen für industrielle Artikel gewähren, die es nur in der Hoffnung einer baldigen gänzlichen Zolleinigung zugestehen konnte. Für den tiefer Blickenden aber bedeutete dieser Handelsvertrag einen Sieg Preußens; durch ihn wurde der Kampf um die deutsche Oberhoheit eigentlich entschieden, Preußen gewann, was es gewinnen konnte, nämlich Zeit, Aufschiebung der gefürchteten Zolleinigung; der Zollverein wurde ganz und garnicht zerschlagen; gemäß dem Artikel 26 des Vertrages, daß der Beitritt zu diesem Vertrage allen jenen deutschen

Staaten vorbehalten blieb, die am 1. Januar 1854 oder später zum Zollvereine mit Preußen angehörten, erheischte es das Interesse der einzelnen deutschen Staaten, von neuem den Zollverein zu formieren, welcher faktisch im genannten Jahre 1854 ganz Deutschland mit Ausnahme von Holstein-Lauenburg, den beiden Mecklenburg und den drei Hansastädten umfaßte und durch den erwähnten Vertrag mit Österreich bei weitem keine Zolleinheit, allerdings aber vorläufig ein wichtiges und geregeltes österreichisch*)-deutsches Verkehrsgebiet bildete.

Da der Handelsvertrag vom Jahre 1853, wesentlich ein Werk Brucks und Hocks, noch heute von Interesse ist, zumal zeitgenössische tüchtige Handelspolitiker, wie Pecz, behufs Bildung eines mitteleuropäischen Handelsbündnisses auf denselben zurückzukommen anraten und der Vertrag Bedingungen enthält, welche tatsächlich auch den späteren Verträgen, insbesondere dem Vertrage vom Jahre 1892, zur Grundlage dienten, so wollen wir einige Einzelheiten desselben anführen.

Die kontrahierenden Teile verpflichten sich, den gegenseitigen Verkehr zwischen ihren Ländern durch keinerlei Einfuhr-, Durchfuhr-, und Ausfuhrverbote zu hemmen. Ausnahmen hievon dürfen nur stattfinden bei Tabak, Salz, Schießpulver, Spielkarten und Kalendern, ferner aus Gesundheits- und Polizeirücksichten und in Beziehung auf Kriegsbedürfnisse unter außerordentlichen Umständen. Jede dritten Staaten eingeräumte Begünstigung wird gleichzeitig auch dem anderen kontrahierenden Teile zugesichert. (Art. 2.)

Von der größten Bedeutung ist der Art. 3, infolgedessen schon erwähnte bedeutende Zolltarifherabsetzungen sowohl auf Seiten Österreichs als Preußens eintraten; viele Warengattungen wurden für den gegenseitigen Verkehr ganz und gar zollfrei erklärt. Österreichs Ziele gingen eben darauf, die Zwischenzollinie zwischen Österreich und dem Zollvereine nach und nach zu beseitigen, in welcher Richtung im Jahre 1853 die Revision des österreichischen Tarifs vom Jahre 1851 erfolgt war, ferner aber darauf, die Österreich-Ungarn und den Zollverein gemeinsam umgebende Schutzzollmauer aufrechtzuerhalten, gegen welch beide Ziele Preußen schon aus politischen Gründen sich sträubte. Um zu beweisen, wie ernst es ihm mit seinen Bestrebungen ist, verpflichtete sich Österreich, zum

*) Mit Anschluß Modenas und Parmas an Österreich.

Zwecke leichterer Durchführung der Bestimmungen seine Grenzkontrolle und Zollmanipulation noch vor dem Jahre 1854 nach preußischem Muster einzurichten.

Der Art. 4 enthielt eine Bestimmung, welche als eine Errungenschaft der österreichischen Unterhändler bezeichnet werden muß, nämlich: wenn einer der kontrahierenden Teile eine Ermäßigung seines gegenwärtigen allgemeinen Zolltarifs eintreten lassen will, so liegt es ihm ob, dem anderen Teile von dieser Ermäßigung mindestens drei Monate vor deren Eintreten Nachricht zugeben, wogegen es dem anderen Teile freisteht, diese Ware einem Zwischenzolle, beziehungsweise einer Erhöhung des Zwischenzolls in einem der jenseitigen Zollermäßigung entsprechenden Betrage zu unterwerfen. Österreich hat so erreicht, daß die beiden kontrahierenden Teile zusammen schon jetzt dem Auslande gegenüber gewissermaßen als ein Gebiet anzusehen waren; es wollte die an den Zollverein gewährten Differenzialzollbegünstigungen keineswegs auch englischen, französischen, belgischen Waren zukommen lassen und hatte gleichzeitig eine Waffe in der Hand gegenüber jeden freihändlerischen Tarifreformen, welche der Zollverein England oder Frankreich eventuell gewähren sollte. Allerdings war diese Waffe für die preußische Handelspolitik nicht besonders gefährlich, da sich der Zwischenverkehr zwischen Deutschland und Österreich wegen der geringen Kaufkraft und der schwankenden Valutaverhältnisse Österreichs — das ist beim Ganzen ein Hauptpunkt — nicht so zu entwickeln vermochte, wie man es im Jahre 1853 erwartet hatte.

Im Art. 5 wird die Zahl der Durchfuhr- und Ausfuhrzölle wesentlich beschränkt; auf ungewissen Verkauf oder zum Zwecke der Veredlung eingeführte Waren unterliegen, wenn sie dann zurückgeführt werden, keinem Einfuhrzolle (Art. 6). Laut Art. 8 seien die gegenüberliegenden Grenzzollämter der beiden Handelsbundesgenossen nach Möglichkeit an einen Ort zu verlegen; die inneren Abgaben dürfen die Produkte des Kontrahenten unter keinem Vorwande höher oder in lästigerer Weise treffen als die gleichnamigen Erzeugnisse des eigenen Landes (Art. 9); behufs Verhütung des Schleichhandels schließen die kontrahierenden Teile ein besonderes Zollkartell. (Art. 10.)

In Bezug auf die See- und Fluß-Schiffahrt, die Benützung der Reichsstraßen und Eisenbahnen sichert der Vertrag beiden

Teilen eine gleichmäßige Behandlung. Hinsichtlich des Eisenbahnverkehrs kam man noch besonders überein, die unmittelbare Schienenverbindung herzustellen, die Überführung der Transportmittel von einer Bahn auf die andere ungehindert zuzulassen und die zollmäßige Behandlung der Frachtgüter möglichst rasch zu bewerkstelligen. (Art. 17.)

In betreff des Gewerbebetriebes einigte man sich, die „Gewerbsamkeit", wie es da heißt, in beiden Gebieten durch gleichförmige Grundsätze zu befördern. Es wurde festgestellt, daß von den Untertanen des einen der Kontrahenten, welche im Gebiete des anderen Gewerbe treiben, keine Abgaben entrichtet werden sollen, welchen nicht auch die eigenen Untertanen unterworfen sind. Die Marktbesucher und die zum Gewerbebetriebe reisenden Kaufleute sollen von der Gewerbesteuer gänzlich befreit sein. (Art. 18.)

Zur Regelung der Münzverhältnisse verpflichteten sich die kontrahierenden Teile, noch im Laufe des Jahres 1853 über eine allgemeine Münzkonvention*) in Unterhandlung zu treten. (Art. 19.)

Schließlich wurden die Konsuln der Kontrahenten im Auslande verpflichtet, den Angehörigen des anderen Teiles in derselben Art Schutz und Beistand zu gewähren, wie den eigenen Angehörigen. (Art. 20.)

Im Art. 25 wurde es bedungen, daß im Jahre 1860 Kommissionen zusammentreten sollen, um über die vollkommene Zolleinigung der beiden Kontrahenten, oder falls eine solche Einigung noch nicht zustande gebracht werden könnte, über weitergehende als die im Jahre 1854 eintretenden Verkehrserleichterungen und über möglichste Annäherung und Gleichstellung der beiderseitigen Zolltarife zu unterhandeln.

Der österreichisch-deutsche Handelsvertrag vom Jahre 1853 erscheint uns so, wie gesagt, als ein Waffenstillstand, als ein Kompromiß zwischen Österreich und Preußen. Die weitere politische und wirtschaftliche Entwicklung war nun eine derartige, daß dieser Vertrag keine Vorstufe zur völligen Zolleinigung war, als die er von Seiten Österreichs angesehen wurde; Preußen, und namentlich dessen eben hervortretender Staatsmann Bismarck**), tat alles, um die Einigungshoffnungen Österreichs zunichte zu machen; allerdings kam ihm am

*) Die dann i. J. 1857 zustande kam.

**) Vgl. Poschinger, Preußen im Bundestage 1851—59. (Publikationen aus den preuß. Staatsarchiven, Leipzig 1882.)

meisten der Umstand zu Hilfe, daß die Finanzen und Valutaverhältnisse Österreichs keine genügend geordneten waren, um diesem in der Handelspolitik freie Hand zu lassen.

Die vertragsmäßig zur Feststellung eines leichteren Zollverfahrens bestimmten Konferenzen begannen ihre Arbeiten gegen Ende des Jahres 1853; doch gelangten sie wegen der Schwierigkeiten, die Preußen erhob zu keinem Resultate. Es kam das Jahr 1860. Nach Art. 3 des Vertrages sollte eine Kommission zusammentreten, um die gänzliche Zolleinigung vorzubereiten. Preußen nun, formell zwar bereit zur Beschickung dieser Kommission, erklärte klipp und klar, daß es die Zolleinigung zwischen dem Zollvereine und Österreich konsequent zurückweise. Die Verhältnisse nahmen für Österreich augenscheinlich eine bedenkliche Wendung. Österreich hatte nicht mehr die energischen Männer aus den 50er Jahren, wie einen Fürst Schwarzenberg und namentlich einen Bruck, welcher i. J. 1860 durch eigene Hand unglücklich geendet***) hatte, in Preußen aber machte sich Bismarck immer mehr und mehr geltend. Trotz vieler Einwendungen Österreichs schloß Preußen in Eile am 29. März 1862 mit Frankreich, daß sich 1860 unter Napoleon III. vom Schutzzoll plötzlich zum Freihandel gewendet hatte, einen Zoll- und Handelsvertrag, infolgedessen (Art. 31) Frankreich auf die Zeit der Vertragsdauer Meistbegünstigung eingeräumt wurde; das war ein offenkundiger Schlag für Österreich; dadurch wurde die für 1865 geplante Zolleinigung unmöglich gemacht; denn das bedeutete, daß eine stufenweise, durch ein Differentialzollsystem vorzubereitende Zolleinigung mit Österreich — und an eine andere war überhaupt schon gar nicht zu denken — ebensowenig möglich war als der Übergang zur Zolleinigung mit Frankreich.

Wir können hier auf die verwickelten Aktionen und Intriguen der Diplomaten in den Jahren 1862—65 nicht näher eingehen; Preußen erachtete Österreich infolge des Vertrages mit Frankreich aus Deutschland für gänzlich ausgeschlossen, Österreich hinwiederum rief in Deutschland eine Bewegung hervor, welche den Bestand des Zollvereins zu bedrohen schien; die süddeutschen Staaten, namentlich Baiern und Württemberg, hielten den preußisch-französischen Vertrag mit den Bestimmungen des österreichisch-deutschen Vertrages von 1853 in Widerspruch, ähnlich wie der österr. Ministerpräsident

***) Vgl. Finanzminister Karl Freiherr von Bruck. Von Dr. C. A. S. 1861.

Graf Rechberg, welcher in einer Zirkularnote an die deutschen Regierungen vom 10. Juli 1862 noch einmal die zollpolitische Vereinigung fixierte und für den Fall des Zurücktretens vom französischen Vertrage dem Zollvereine erhebliche wirtschaftliche Vorteile in Aussicht stellte; allein Preußen machte, nachdem es die Resultate des von Österreich berufenen Fürstenkongresses vereitelt hatte, eine Schwenkung, ähnlich wie in den 50er Jahren, und kündigte anfangs 1864 die Zollvereinsverträge, indem es zugleich die beteiligten Staaten zu deren Erneuerung aufforderte. Nach einigen Schwankungen sahen sich aber auch die widerspenstigen Staaten Ende 1864 genötigt, von neuem in den Zollverband einzutreten. So befestigte sich die Macht Preußens immer mehr.

Nachdem Preußen die Zukunft des deutschen Zollvereins seinem Willen gemäß gesichert hatte, ging es in die Verhandlungen mit Österreich behufs Erneuerung des zuende gehenden Zoll- und Handelsvertrages ein; es erklärte aber von vorneherein nachdrücklich, daß von der Vereinigung Österreichs mit dem Zollvereine nunmehr keine Rede sein könne. Mit schwerer Mühe kam es zum Zoll- und Handelsvertrage vom 11. April 1865 (für 1. Juli 1865 bis 31. Dezember 1877), an dessen Zustandekommen auf österreichischer Seite v. Hock, wie schon im Jahre 1853, tätig war; der Vertrag unterschied sich wesentlich in mehrfacher Beziehung von dem des Jahres 1853, was hauptsächlich darin begründet lag, daß dieser Vertrag nicht mehr wie der frühere die Anbahnung der Zolleinigung zum Hauptziele österreichischerseits hatte, wenngleich er formell noch fernere Verhandlungen über die Frage eines solchen in allgemeinen Umrissen in Aussicht stellte. Die Zollsätze dieses Vertrages waren in vielen Fällen höher als jene vom Jahre 1853. Österreich konnte keine Hoffnung auf eine Durchführung der Zolleinigung in Ernst mehr hegen, der Handelsvertrag wurde wie zwischen zwei sich gegenseitig als Ausland betrachtenden Staaten geschlossen, und Erklärungen betreffs der Zolleinigung konnten nur mehr als Phrasen angesehen werden, die Preußen in klarem Bewußtsein ihrer Undurchführbarkeit im Wortlaute des Vertrags sorglos belassen konnte. Die Aussichten der habsburgischen Dynastie auf die deutsche Supremätie wurden sehr gering, wiewohl die Wiener Regierung zu ihrer Verwirklichung soviel Opfer gebracht und die Gunst eines großen Teiles der einheimischen Produzentenkreise, zuletzt nicht zum geringsten durch den ungünstigen Handelsvertrag mit England am

16. Dezember 1865, verscherzt hatte. Jene Aussichten sollten nun ganz und gar vernichtet werden.

Eine Weile sehen wir zwar Preußen und Österreich ausgesöhnt. Selbst in politischer Beziehung entfalteten die beiden Staaten eine einträchtige Tätigkeit: sie führen gemeinsam Krieg gegen Dänemark wegen Schleswig-Holstein. Allein nach der einverständlichen Schlichtung dieser Angelegenheit hielt Preußen — speziell Bismarck — den Moment für gekommen, in welchem die deutsche Frage endgiltig gelöst, das heißt, Österreichs Einfluß auf Deutschland vollständig beseitigt werden sollte. Differenzen in der Verwaltung der okkupierten Herzogtümer waren schließlich Anlaß zum Kriege von 1866; zu dem schon gewonnenen wirtschaftlichen und handelspolitischen Siege fügte Preußen noch den Sieg der Waffen auf den böhmischen Feldern hinzu. Im IV. Art. des Prager Friedens erkennt Kaiser Franz Josef I. die Auflösung des deutschen Bundes an und gibt seine Zustimmung dazu, daß Deutschland ohne Einflußnahme Österreichs reorganisiert werde. Österreich ward so vom Ziele verdrängt, das seine Diplomatie jahrelang mit unermüdlichem Eifer verfolgt hatte; der Art. XIII. des Prager Friedens bestimmte, daß die zwischen Österreich und Deutschland vor dem Kriege geschlossenen Verträge aufrechterhalten bleiben, insoferne sie nicht infolge Auflösung des deutschen Staatenbundes natürlicherweise ihre Wirksamkeit verlieren; der Vertrag vom 11. April 1865 sollte einer Revision unterzogen werden, vorläufig aber erhalten bleiben, jedoch in der Weise, daß jeder der kontrahierenden Teile diesen Vertrag nach sechsmonatlicher Kündigungsfrist außer Kraft setzen kann. — Die Zolleinigungsbestrebungen fanden vorläufig ihr Ende.

B) Die Zolleinigungsbestrebungen nach dem Jahre 1866.

Durch die Lösung der politischen Krise im Jahre 1866 konnten nicht die vielfachen Bande gelöst werden, durch welche das Donaureich und Deutschland in wirtschaftlicher Beziehung zusammenhingen. Vermöge des Dualismus (1867) erhielt Ungarn auf die Bestimmung der Handelspolitik einen bedeutenden Einfluß, welchen es von nun an fortwährend, Österreich geradezu beherrschend, auszunützen verstand. Der österreichisch-deutsche Zoll- und Handelsvertrag vom 11. April 1865 wurde tatsächlich einer Revision unterzogen, es kam der Handelsvertrag vom 9. März 1868 zustande,

der auf zehn Jahre (vom 1. Juni 1868 bis 31. Dezember 1877) geschlossen wurde und beiderseits mäßige Zölle bestimmte. Schon bei den Verhandlungen zur Vorbereitung dieses Vertrages machten sich jedoch die Schutzzollideen stark geltend, welche immer mehr und mehr an Bedeutung zunahmen. Infolge des freihändlerischen österreichisch-englischen Handelsvertrages vom 16. Dezember 1865, welcher durch die englische Nachtragskonvention vom 30. Dezember 1869 ergänzt wurde, war Österreich, indem es einerseits mit englischen Industrieprodukten überschwemmt, anderseits aber der englische Markt der festländischen Landwirtschaft entfremdet und den überseeischen Ländern eröffnet wurde, so übervorteilt worden, daß es nur natürlich war, daß die Vorliebe für den Freihandel einen gewaltigen Stoß erlitt. Die Landwirtschaft und Industrie Mitteleuropas sahen sich infolge der wirtschaftlichen Beengung aufeinander angewiesen und erblickten ihre Rettung im beiderseitigen Schutze. Es galt, den einheimischen Markt abzuschließen vor der Übermacht fremdländischer Konkurrenz; im Oktober 1876 wurde daher die englische Nachtragskonvention, sowie der Handelsvertrag mit Deutschland und Frankreich gekündigt, um zum Schutzzolltarif übergehen zu können. Der österreich-ungarische autonome Zolltarif vom 27. Juni 1878 brach, wenn auch zagend, mit den freihändlerischen Strömungen des 6. und 7. Jahrzehnts. Man suchte auf Grund desselben neuerdings mit Deutschland zu einem Einverständnis zu gelangen; allein es konnte zu tarifarischen Ermäßigungen nicht kommen; auch der Handelsvertrag vom 23. Mai 1881 (bis Ende 1887 und dann verlängert) war nichts anderes als ein Meistbegünstigungsvertrag, sodaß die Zeit von 1877—1891 infolge des vertragslosen Zustandes „eine Ära stillen Zollkrieges" genannt werden kann. Die Erhöhung der Schutzzölle in Österreich wurde von Deutschland mit einer Steigerung der Getreidezölle und mit „veterinär-polizeilichen" Maßregeln beantwortet. Auf die Dauer war eine derartige wirtschaftliche Befehdung beider politisch verbündeter Staaten unerträglich. Die Anbahnung geordneterer Verhältnisse verursachte schließlich Frankreich, das für den 1. Februar 1892 alle Handelsverträge kündigte, um sich auf den Boden des neuen autonomen Doppel- (Maximal- und Minimal-) Tarifes dem Auslande gegenüberzustellen, was durch das Gesetz vom 11. Jänner 1892 tatsächlich geschah. Mittlerweile war die handelspolitische Leitung Deutschlands von Bismarck auf Caprivi über-

gegangen, welcher eine Schwenkung zur Vertragspolitik machte. Da die Staaten des Dreibundes unmöglich lange politisch zusammenbleiben konnten, wenn sie sich gegenseitig wirtschaftlich bekämpften, so bemühten sich die leitenden Staatsmänner derselben, auch auf wirtschaftlichem Gebiete ein Bündnis abzuschließen; tatsächlich schlossen Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien im Dezember 1891 Tarifverträge untereinander ab, denen die Aufgabe zukommt — wie die an die Spitze gestellte Erklärung besagt — „auf längere Zeit eine feste Grundlage für die Förderung des gegenseitigen Austausches von Boden- und Industrieerzeugnissen zu schaffen und zugleich geeignete Anknüpfungspunkte für eine entsprechende vertragsmäßige Regelung der beiderseitigen Handelsbeziehungen zu anderen Staaten zu gewähren".

Dem nunmehr auch wirtschaftlichen Dreibunde schlossen sich gleichzeitig die Schweiz und Belgien an, sodaß am 1. Februar 1892 auf 12 Jahre hinaus (bis Ende 1903) das „System der mitteleuropäischen Handelsverträge" in Kraft trat, welches nach Anschluß von Serbien (1892) und Rumänien (1893) schließlich Deutschland, Österreich-Ungarn, Italien, die Schweiz, Belgien, Serbien und Rumänien umfaßte. Deutschland und Österreich-Ungarn sind so die Hauptstützen eines Vertragssystems geworden, das den Handelsverkehr eines Gebietes von zirka 140 Millionen Menschen auf die Vertragsdauer stabilisiert hat. Durch die im Jahre 1894 erfolgte Angliederung Rußlands ist der Vertragskomplex gewissermaßen noch vergrößert worden.

Dieses „System der mitteleuropäischen Handelsverträge" von 1892 beruht, wie das „System der westeuropäischen Handelsverträge", welches im französisch-englischen, zwischen Napoleon III. und dem freihändlerischen Agitator Cobden im Jahre 1860 vereinbarten Handelsvertrage seinen Ausgang genommen hatte, auf dem Dualismus von autonomem Generaltarife gegenüber Nichtvertragsstaaten und dem Konventionaltarife gegenüber Vertragsstaaten, unterscheidet sich aber vorteilhaft von demselben dadurch, daß an Stelle der dort willkürlich gewählten Termine hier ein Kollektivübereinkommen mit gleichem Anfangs- und Endtermine tritt, und zwar auf zwölf Jahre (= 1 handelspolitisches Kometenjahr).

Die Tendenzen dieser Handelsbündnisse von 1892 sind gemäßigt schutzzöllnerisch; durch dieselben wurde der gegenseitige Verkehr, namentlich zwischen Deutschland und Österreich, in Bezug

auf die Industrie neubelebt, wogegen die agrarischen Kreise Oesterreich-Ungarns übereinstimmend der Meinung sind, daß die genannten Handelsverträge der Landwirtschaft nur wenig oder gar nicht förderlich waren.

Dessen ungeachtet hört man von vielen Seiten, nicht so sehr in Deutschland als vielmehr in Österreich-Ungarn, Rufe nach einem innigeren Zoll- und Handelsbündnisse zwischen den beiden großen Wirtschaftsgebieten, ähnlich wie in den 50er Jahren. Doch liegt der Unterschied darin, daß die damaligen Einigungsbestrebungen von politischen Motiven diktiert worden sind, während heutzutage dieselben hauptsächlich von Produzentenkreisen und gelehrten (deutschen und ungarischen) Fachmännern vertreten werden.

Es gibt heutzutage so viele Zolleinigungsvorschläge, daß wir auf die einzelnen hier gar nicht eingehen können; sogar die Franzosen haben einen mitteleuropäischen Zollverein befürwortet, wie G. de Molinari*). Wir wollen nur die Vorschläge einiger österreichisch-ungarischer Volkswirte erwähnen.

Eine lebhafte Propaganda für die Zollunion Deutschlands und Österreich-Ungarns entfaltete der ungarische Reichstagsabgeordnete Guido von Baußnern**); derselbe richtete schon 1889 an den Fürsten Bismarck eine ausführliche Denkschrift, in welcher er Gedanken ausführte, welche an diejenigen des Ministers von Bruck aus den 50er Jahren stark erinnern, z. B.: Ackerbau, Gewerbe und Handel lassen sich in heutiger Zeit nicht in den engen Rahmen der Nationalität oder des Staates zwängen, sondern bedürfen eines weiteren Gebietes, innerhalb dessen sie sich frei bewegen, entwickeln und harmonisch ineinander greifend einen in sich selbst geschlossenen volkswirtschaftlichem Organismus bilden können. Eine gesunde Entwicklung auf volkswirtschaftlichem Gebiete hängt von dem Zusammenwirken des freihändlerischen und schutzzöllnerischen Prinzips ab; auf engem Gebiete — heißt es da genau, wie bei Bruck — wird der Schutzzoll zum Monopol auf Kosten der Gesamtheit, auf entsprechend größerem Felde weckt er aber alle produktiven Faktoren und ermöglicht eine innere Konkurrenz, welche auf der breiten Basis des inneren Marktes jedes Monopol unmöglich macht und auch das freihändlerische Prinzip zur Geltung gelangen läßt. Ein großer

---

*) Im Journal des ekonomistes 1879.

**) Deutschland und Österreich-Ungarn. Abhandlungen, Reden und Briefe. Leipzig 1890.

Vorteil für jedes Land ist die günstige Seelage; gerade in dieser Hinsicht sind die beiden mitteleuropäischen Großmächte fremden Ländern mehr oder weniger untertan und zinspflichtig. Dieser Nachteil kann nur durch den gemeinsamen Zoll- und Handelsbund aufgehoben werden.

Bismarck beantwortete diese Denkschrift mit einem höflichen Briefe, in welchem er schreibt, daß er „eine die beiden Reiche umfassende Zolleinigung als das ideate Ziel betrachte, welches unseren handelspolitischen Transaktionen ihre Richtung anweist."

Bis zu einem förmlichen „Unionsvertrage" hat die Idee der ungarische Staatssekretär Alexander von Matlekovits*) ausgebaut. Nach seiner Ansicht sind folgende Grundsätze maßgebend: die zollvereinten Staaten (Deutschland und Österreich-Ungarn samt dem Okkupationsgebiet) bilden gegenüber den übrigen Staaten eine wirtschaftliche Einheit mit einem gemeinsamen Außenzolltarif, so daß im Prinzipe die fremden Waren bei der Einfuhr in das Zollvereinsgebiet denselben Zöllen unterliegen, ob sie über deutsche, österreichische oder ungarische Zollämter eintreten. Die Zölle für Monopolgegenstände, Verzehrungssteuergegenstände und Finanzartikel sind nicht im Außenzolltarif enthalten, sondern werden separat eingehoben und gehören ebenso wie die Ausgleichsabgaben dem Staate, bei dessen Zollamte die Einfuhr erfolgte. Zur Erhebung der Ausgleichsabgaben bleibt die Zollgrenze zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland auch nach der Vereinbarung bestehen. Die gemeinschaftlichen Zolleinnahmen werden zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn im Verhältnis von 4:1 geteilt. Handelsverträge mit anderen Nationen, welche sich auf die Zölle oder die Zollbehandlung beziehen, werden im Namen des deutschen Kaisers, des Kaisers von Österreich und des Königs von Ungarn für das zollvereinte Gebiet geschlossen. Die Durchführung der Tarifsätze und des Unionsvertrages obliegt einem paritätisch zusammengesetzten Zollvereinsrate.

In der Folge ist Matlekovits in seinen Einigungsbestrebungen etwas nüchterner geworden. Auf dem internationalen landwirtschaftlichen Kongresse 1896 in Budapest sagte er Folgendes: „Die Frage der Zollunion, durch welche die Getreideproduktion gegenüber der transozeanischen Konkurrenz geschützt werden könnte, ist durch

*) Die Zollpolitik der österr.-ung. Monarchie und des deutschen Reichs seit 1868. Leipzig 1891.

die Einführung von Agrarzöllen in Frankreich und Deutschland einstweilen in ein Stadium gelangt, in welchem das Zustandekommen derselben nicht wahrscheinlich ist. Zur Verwirklichung einer mitteleuropäischen Union ist die Kraft der Agrarinteressen einstweilen zu schwach. Die Frage wird wieder dann zeitgemäß werden, sobald das System, welches seit Jahren in Großbritannien besprochen wird, die Erweiterung Großbritanniens zu Größer-Britannien tatsächlich zur Durchführung gelangt. Kommt Größer-Britannien zustande, macht England mit seinen Kolonien eine derartige Zollunion, infolge deren Großbritannien von den Kolonien wesentlich günstiger behandelt wird als die übrigen Staaten, und umgekehrt, würde die Einfuhr von Waren aus den Kolonien nach Großbritannien günstigere Zölle genießen als diejenige aus den übrigen europäischen Ländern: dann wären die europäischen Staaten gezwungen, sich zu verteidigen und ebenfalls einen Zollbund gegen Großbritannien zu gestalten."

Jetzt ist Matlekovits der Anschauung*), daß, wenn auch eine wirkliche Zolleinigung nicht möglich, so doch wenigstens eine zollpolitische Annäherung in der Form der Gewährung von differenziell günstigeren Zöllen zu Gunsten der sich vereinigenden Ländern „bei gutem Willen" durchführbar wäre. Auf diesen „guten Willen" scheint sich allerdings Matlekovits nicht mehr besonders fest zu verlassen; sein unten zitierter Aufsatz schließt geradezu mit einer Drohung an Deutschland: „Wie bei so vielen Fragen, liegt auch für die Entwicklung der nächsten Zollpolitik der Schwerpunkt der Entscheidungen in Deutschland. Siegen dort die übertriebene Forderungen der agrarischen Strömungen, erliegen dort die Ansichten der Handelswelt und der meisten Großindustrieen, wird dort abermals die Umkehr aus der vertragsfreundlichen Politik zur Zollautonomie durchgesetzt, dann natürlich steht Ungarn und mit ihm Österreich-Ungarn auf dem Scheidewege, ebenfalls zu der einmal schon, aber nicht zum Vorteile seiner Wirtschaft, versuchten Zollautonomie zurückzukehren, oder aber die durch die unfreundlichen Maßregeln Deutschlands in letzter Zeit ohnedies schon dünneren Fäden der wirtschaftlichen Verbindung mit Deutschland ganz zu lösen, neuere in westlichen Ländern zu suchen, Deutschlands Macht in den östlichen Staaten vielleicht selbst durch anfänglich subven-

*) „Die handelspolitischen Interessen Ungarns" in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik Bd. 93. Leipzig 1901.

tionierte Versuche zu brechen und die Wirtschaftspolitik derart einzurichten, daß die deutsche, feindliche Wirtschaftspolitik dennoch nicht zum Schaden des österreichisch-ungarischen Zollgebietes gereicht."

Von den österreichischen Volkswirten möchten wir außer den Industriellen Leitenberger vor allem den Industriellen Alexander Peez erwähnen, welcher in seinen Vorträgen und Schriften*) immer und immer wieder einem mitteleuropäischen Zollvereine gegenüber den Weltreichen Panamerika, Greater Britain und Rußland das Wort redet. Von besonderer Bedeutung für das aktuelle Thema sind aber die Verhandlungen der aus Theoretikern und Praktikern (Landwirten und Industriellen) zusammengesetzten Gesellschaft österreichischer Volkswirte, welche vom 23. Jänner bis 13. Feber 1900 unter Philippovichs Vorsitz in Wien geführt wurden und zu dem Ergebnisse gelangten, daß zwar eine völlige Zollunion nicht durchführbar, dagegen eine Zwischenform wünschenswert und möglich sei in der Art eines innigen Zoll- und Handelsbündnisses, welches die Vorteile der Zollunion wenigstens teilweise in sich schließe, zugleich aber die Nachteile und Gefahren derselben vermeide.

Der Inhalt eines solchen Zoll- und Handelsbündnisses wäre teils handelspolitischer, teils verwaltungsrechtlicher Natur und würde vollständig außerhalb der Meistbegünstigung liegen, indem die tarifarischen Begünstigungen auf die Waren so zu konzentrieren wären, daß dieselben ausschließlich oder vorwiegend einem zu begünstigenden Vertragsstaate zugute kämen, von dem vorzugsweise die Waren bezogen werden. Nach Grunzel, welcher seinen Standpunkt in den Verhandlungen der Gesellschaft österreichischer Volkswirte im Jahre 1900 mit Energie verfochten hat, wäre das Zoll- und Handelsbündnis durch folgende Punkte näher zu bestimmen:

1. Vollkommene Freiheit in der Tarifpolitik, jedoch Gleichförmigkeit im Zollschema und in der Zollbehandlung.

2. Ausbau des Konventionaltarifs und Umgehung der Meistbegünstigungsklausel zum Zwecke der möglichsten Erleichterung des gegenseitigen Verkehrs.

3. Kooperation beider Staaten bei Abschluß von Handelsverträgen mit anderen Staaten.

*) Gesammelt: „Zur neuesten Handelspolitik. Sieben Abhandlungen." Wien, 1895.

4. Einsetzung einer gemeinsamen Zollkommission zur Schlichtung von Streitigkeiten und Vorbereitung gemeinsamer wirtschaftlicher Maßnahmen.

5. Erweiterung der bestehenden Begünstigungen im Grenz- und Veredlungsverkehr, soweit dies ohne Schädigung der betreffenden Industrien möglich ist.

6. Weitergehende Vereinbarungen auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens.

7. Einverständliche Handhabungen der Veterinärpolizei.

8. Gemeinsames Vorgehen in wichtigen Angelegenheiten der wirtschaftlichen Gesetzgebung und Verwaltung (Kanäle, Postsparkassenverkehr).

So stellt sich am Schlusse der gegenwärtigen Handelsvertragsperiode als das tatsächliche Resultat über ein halbes Jahrhundert dauernder Zolleinigungsbestrebungen keine Zollunion dar, wie sie einem Bruck vorgeschwebt hat, sondern ein inniges Zoll- und Handelsbündnis, genauer gesagt, österreichischerseits ein mehr oder weniger kräftiges*) Streben nach einem solchen, das in den bevorstehenden Vertragsverhandlungen zu konkreten, von weltwirtschaftlichen, nicht mehr bloß mitteleuropäisch-ökonomischen Bedürfnissen geforderten Gestaltungen führen soll.

---

*) Interessant ist es, die Stellung der einzelnen österreichischen Produzentenkreise in der Handelspolitik zu kennen; aus den Verhandlungen der Gesellschaft österreichischer Volkswirte ist z. B. zu ersehen, daß die Landwirtschaft, namentlich die ungarische, ferner Holz-, Bugholzmöbel-, Glas-, Gablonzer Glaskurzwarenindustrieen u. s. w. für einen innigen Anschluß an Deutschland, dagegen Eisen-, Textil-, Teile der Papier-, chemische Industrieen, Flachsgarnspinnereien, Handschuhproduktion, Porzellanwarenfabrikation, Herrenkonfektion u. s. w. für einen stärkeren Zollschutz eingenommen sind. (Vgl. „Zoll- und Handelsbündnis mit Deutschland. Verhandlungen der Ges. österr. Volkswirte“ Wien 1900.)

Die Frauen und ihre Stellung im Staate.

Von **Anton Ganser.**

In den letzten Jahrzehnten trat eine Bewegung auf, welche einerseits gewiß berechtigt ist, andererseits aber doch eine Frage berührt, deren Lösung nicht so einfach ist, als manche dieser bewegenden Elemente und ihre Freunde in der Regel zu glauben sich berechtigt fühlen.

Ich meine die Bewegung, welche die Welt der Frauen erfaßt hat, und deren Ziel — wenigstens von dem, wenn ich mich so ausdrücken darf, radikalen Flügel — in der vollständigen Emanzipierung und in der vollen Gleichstellung mit dem Manne zufolge absoluter Gleichberechtigung mit ihm, auch in politischer und sozialer, kurz, in jeder Beziehung, gesucht und gefunden werden will.

Da dieser Gegenstand jedenfalls mindestens ebenso interessant und wichtig ist, als manche andere soziale, politische oder volkswirtschaftliche Frage unserer strebe- und streitlustigen Zeit, so will ich diese Frage im Folgenden etwas eingehender beleuchten.

Vorerst muß ich darauf hindeuten, daß die mit dieser Frage in Kontakt stehenden Begriffe: Emanzipation, Gleichstellung, Gleichberechtigung, sich untereinander keineswegs vollständig decken. Man versteht unter „Emanzipation" mitunter vollständige Gleichstellung der Frau in jeder Beziehung und in allen Dingen, und meint, die Frau sei hiezu in der Tat vermöge ihrer Natur und Wesenheit vollberechtigt, was aber nur relativ und nicht unbedingt und im ganzen Umfange dieser Begriffe richtig ist. Eben das zu erörtern ist der Zweck der vorliegenden Abhandlung.

Es wird sich selbstverständlich um die Erkenntnis der innersten Natur des weiblichen Geschlechtes handeln, über welche vor längerer Zeit Arthur Schopenhauer seine Ansichten aussprach und zu begründen versuchte. Schopenhauer war ein Philosoph ersten Ranges und seine Schreibeweise geistreich und packend. Allein ebensowenig wie er mit seinem strengen Pessimismus überhaupt, ebensowenig hat er da auch mit seinen ebenfalls schwarz in schwarz gezeichneten Charakteren der Weiblichkeit das Richtige — den Nagel sozusagen auf den Kopf — getroffen. Ich führe ihn hier aber dennoch an, weil mir eben seine Ansichten Anhaltspunkte zu meinen eigenen Erörterungen geben, und weil eben die wirkliche Natur des Weibes in einem sehr nahen Konnex zu jenen Grundanschauungen

stehen, auf denen seine Philosophie, somit auch sein Pessimismus beruht.

Um diese meine Meinung über Schopenhauers Philosophie in Kürze zu erläutern – Leser oder Leserin brauchen nicht zu befürchten, daß ich in langatmige philosophische Gespräche mich einlassen werde — will ich nur einen Punkt seiner Philosophie berühren, u. zw. jenen, bei welchem der Mangel an tieferer Logik besonders zutage tritt, und welcher überdies in einer gewissen Verwandtschaft mit der richtigen Erkenntnis des Wesens der weiblichen Natur steht. Schopenhauer bezeichnet das Mitleid als die Quelle der Moral, obschon er den Willen zum Leben, auf dem seiner Ansicht nach allein das Dasein der Welt beruht, selbst als etwas, was nicht sein sollte, verwirft, und die „Verneinung des Willens zum Leben", womit Selbstvernichtung eintreten würde, als das letzte logische Ziel alles Erdenseins und Erdenstrebens predigt. Darin liegt nun ein offenbarer Widerspruch.

Wenn es ein wirkliches Mitleid gibt, und dieses eine moralische Empfindung sein soll, so ist dies nur möglich, wenn man die Seinsempfindung, das Gefühl vom Sein, als ein wirkliches Gut erkennt, ein Gut, aus welchem ebensowohl die Selbstliebe wie die Nächstenliebe entspringt; erst infolge dieser Grundempfindungen kann das Mitleid auch hervorgehen. Denn wüßte keiner, daß das Sein ein Gut ist, und würde keiner das Seinsgefühl als ein Gut in sich tragen und selbst wirklich empfinden und als Gut betrachten, so würde auch niemand wissen, was Liebe überhaupt ist, er könnte weder Selbstliebe noch Liebe für den Nächsten haben und daher auch überhaupt kein Mitleid empfinden, am wenigsten aber dieses Mitleid irgendwie begründen. Das Leiden setzt nämlich eine Kenntnis vom Nichtleiden voraus, was jeder, der einigermasen nachdenken will, leicht begreifen wird.

Mit dem Seinsgefühl ist nun aber wirklich ein Gut verbunden, und eben deshalb ist uns der Zustand, den wir Leben nennen, wertvoll, und eben deshalb auch können wir, wird dieser Zustand in irgend einer Weise beeinträchtigt, Leid und Mitleid empfinden, welches letztere dann auf der tiefsten Einsicht beruht, daß wir Menschen alle aus derselben Daseinsquelle entstammen. Robert Hamerling dachte da genau wie ich, und merkwürdig ist es — was ebenfalls Hamerling auch bemerkte — das selbst große Denker (wie z. B. Im. Kant auch) dieses Seinsgefühl, auf dem

— nebenbei bemerkt — alle unsere Erkenntnis allein beruht und allein nur beruhen kann, so wenig zu schätzen und zu würdigen verstanden.

Wenn die dänische Akademie der Wissenschaften die Preisschrift Schopenhauers, in der er die Moral durch das Mitleid begründen wollte, nicht krönte (worüber Schopenhauer höchst ungehalten war und was er gar nicht begreifen wollte), so finde ich dies außerordentlich begreiflich — aus denselben Ursachen, die ich eben als Mängel der Schopenhauer'schen Moralbegründung anführte.

Ich will nun hier schon, ehe ich in weitere Erörterungen eingehe, folgendes sagen: Ebenso wie das richtige Seinsgefühl, die Empfindung vom Sein, die einzig wahre Quelle der Moral ist, ebenso ist das innerste Wesen der Weiblichkeit — als logische Folge dieses oft unbewußten Seinsgefühles, mit dem ein Gut verknüpft ist — der Drang sich selbst hinzugeben, eventuell sich selbst aufzuopfern, zum Zwecke der Daseinsermöglichung, mittelst welcher in der Tat das wirkliche Gut des Seins realisiert werden kann.

Das ist der wahre Geist echter Weiblichkeit, worauf ich später noch zu sprechen kommen werde.

Wollen wir nun in der Erörterung unseres Themas weiter gehen, so begegnen wir sofort der Frage: Was bedeutet die Trennung der Geschlechter in der Natur überhaupt?

Warum geschah die Trennung der Natur in zweierlei Geschlecht? Welchen Zweck verfolgte die Natur damit, und welche Folgen entstehen aus dieser Trennung, und wie sind sie etwa streng — wissenschaftlich nachzuweisen?

Die Beantwortung der ersteren Fragen ist wohl leicht und einfach: die Natur übertrug die Fortpflanzung dem weiblichen Geschlecht, dem männlichen mehr die Sorge für das Sein überhaupt. Die Beantwortung der anderen Fragen aber ist nichts weniger als einfach und leicht, weil die weitere Frage entsteht, ob und welche qualitative Änderungen bezüglich Textur und Fähigkeit durch die Trennung etwa eintreten und ob und wie diese Änderungen etwa durch Induktion zu erklären möglich sind?

Die Naturwissenschaft hat sich wohl bemüht, besonders auch in neuerer Zeit, einen Nachweis zu finden, einen qualitativen Unterschied in der Textur, respektive in chemisch-physiologischer Art; allein

ein solcher Nachweis ist — streng genommen — nicht zu erbringen, und bemerken will ich nur, daß die Wissenschaft, also in diesem Falle die Zoologie, Beweise liefert, daß die Trennung in Geschlechter schon bei äußerst niedrig auf der Entwicklungsstufe stehenden Geschöpfen, z. B. den Metazoen (mehrzellige Gewebetiere) bemerkbar und nachweisbar ist. Daß auch schon im Pflanzenreich eine ähnliche Trennung stattfindet, ist allgemein bekannt; die Daseinsbedingungen sind da meist viel einfachere, und für unsere Zwecke liegt dieses Gebiet ferne; die Ursachen werden dieselben sein, obschon uns ihr Nachweis vielleicht noch schwieriger sein wird als bei der Tierwelt, in der wir wenigstens physische Anhaltpunkte finden können, an welche wir uns demnach vor allem zu halten haben.

Nachdem also durch die exakte Wissenschaft, nämlich jener, welche durch Experiment, durch Tiegel und Retorte rc. ein qualitativer Unterschied zwischen den physischen oder materiellen Bestandteilen der nännlichen und weiblichen Körperbestandteile nicht nachgewiesen werden kann, so werden wir annehmen müssen, daß in der Verteilung, Entwicklung und Formenbildung der primären, organischen Bestandteile des Körpers jene Verschiedenheiten gesucht und gefunden werden können, welche denn doch in den Funktionen — sowohl seelischen als physischen — der beiden Geschlechter auftreten. Diese Verschiedenheiten sind in erster Linie seelische, wie wir später noch sehen werden. Wenn wir aber hier die Frage aufwerfen, die hier naheliegende, was ist die Seele, und wo kann etwa der Unterschied zwischen einer männlichen und weiblichen Seele liegen, so stoßen wir auf einen Punkt, bei dem auch die Wissenschaft noch nichts weniger als im Klaren ist. Das Geheimnis der Formenbildung hat die Wissenschaft noch nicht gelüftet, und ich vermute, daß ihr dies auch nie vollständig gelingen wird, weil eben das Wesen aller Dinge nicht nur ein physisch-materielles, sondern gewiß auch ein rein geistiges ist, bei welchem die Mittel des induktiven Untersuchungsverfahrens naturgemäß versagen, da es auf diesem Gebiete nichts zu messen oder in irgend einer Art zu wägen, auch nichts zu schauen gibt.

Über den Begriff „Seele“ selbst gehen die Meinungen noch sehr auseinander; sie laufen gewissermaßen in zwei Pole aus, von denen der Eine behauptet, die Seele sei ein ewiges, absolut selbstständiges und daher sogar auch unsterbliches Wesen, während der Andere meint und beweisen will, daß Empfindung, Bewußtsein und

daher auch „Seele“ nur Funktionen von mechanisch-physischen Energien oder Kräften seien, aus denen auch überhaupt alle Entwicklung hervorginge, wobei dann allerdings in letzter Distanz von eigentlicher individueller und einheitlich zweckstrebender Tätigkeit keine Rede sein kann.

Ich kann hier auf diese Streitfragen nicht näher eingehen, meine Meinung aber diesbezüglich dahin abgeben, daß mit der von der Natur überall bewirkten Synthesis der Kräfte auch die selbsttätigen Seele vorhanden ist, daß es im lebenden Individuum also wirklich eine Seele gibt, eine einheitliche Kraft, welche sowohl die physischen wie die psychischen Funktionen des Lebens in der Tat vollzieht. An dieser Tatsache — welche jeder selbstbewußte Mensch an sich selber prüfen und erproben kann — müssen wir festhalten, weil an ihr ebensowenig gemäkelt werden kann, wie daran, daß es überhaupt eine Entwicklung, gibt und daß dasjenige, was sich entwickelt, eine innere Einheit ist, — woran übrigens auch die Naturwissenschaft heute nicht mehr zweifelt.

In der „Seele“ sind alle Fähigkeiten — wenn auch dem Grade nach sehr verschieden — des Seienden selbst, also eben jener inneren Einheit der Natur, von der ich soeben sprach, enthalten und in einer Form vereinigt; in der Seele finden unbewußte und bewußte oder bewußtwerdende Tätigkeiten statt, welche notwendig sind, wenn es zu einem realen Dasein kommen soll, d. h. zu einem Dasein, in dem Empfindung und ein Grad von Bewußtsein vorhanden ist.

Für unseren Zweck nun, das wahre Wesen der Frau zu erkennen, müssen wir stets im Auge behalten, daß die ganze Natur als solche als eine innere Einheit aufgefaßt werden muß, so daß sie, die Natur, wenn sie ihre Daseinsformen (einem Typus) in Geschlechter trennt, jedenfalls bei dieser Trennung eine Teilung der Fähigkeiten vornimmt, jener Fähigkeiten, welche die Einheit besitzt, derart also, daß bei der Teilung jeder Teil auch seinen Teil vom Ganzen mitbekommt, wonach dann die getrennten Teile zusammen erst wieder die Einheit ausmachen können.

Jeder Typus muß und kann als Repräsentant der Einheit der Natur betrachtet werden, der auf einer Stufe der Entwicklung das Wesen der Natur zum vollen Ausdruck bringt, ungeachtet dessen, daß jeder Typus nur Eine Daseinsform bildet und es außer ihm noch sehr viele andere Daseinsformen gibt.

Diese Auffassung der Tatsache ist gewiß die richtige und gewiß unrichtig wäre es, wenn z. B. ein Naturforscher, ein Zoologe, etwa nur den männlichen oder nur den weiblichen Repräsentanten des Typus der zur Erkenntnis und Beschreibung notwendigen Untersuchung und Beurteilung unterziehen wollte und würde.

Auch beim Typus „Mensch" kann das nicht anders sein, und damit ist auch die Gleichberechtigung beider Teile von selbst gegeben, soferne nämlich erst beide Teile das Ganze, nämlich den Typus, repräsentieren. Aus dieser Tatsache ergibt sich aber von selbst der Umstand, daß jeder Teil auch die ihm von der Natur zugewiesenen Tätigkeiten, gewissermaßen als Pflicht gegen sein Geschlecht, resp. gegen den Daseinstypus, dem er angehört, zu erfüllen haben wird.

Wenn wir nun auch wissenschaftlich exakt nicht in der Lage sind, eine Teilung der Fähigkeiten physisch oder chemisch, kurz, in materieller Art, nachzuweisen, so können wir doch mit Bestimmtheit annehmen, daß die Natur doch eine Art Teilung vornimmt, und die Erfahrung selbst gibt uns diesbezüglich genügende Anhaltspunkte, wenn wir diese Erfahrung richtig beurteilen wollen, und jedenfalls auch können wir — wenn wir logisch denken und urteilen wollen — begreifen, daß eine volle Ersetzung des einen Teiles durch den andern mit Rücksicht auf die innere Einheit, die wir eben als gegebene und unveränderliche Größe aufzufassen genötigt sind, nicht möglich und auch nicht am Platze sein wird und sein kann, weil ein Teil nie das Ganze sein kann.

Wir finden in der Natur als rein-geistiges Vermögen eine Formbildungsfähigkeit und finden, daß eben diese Formbildung in physischer Beziehung dem weiblichen Teil ausnahmslos zugewiesen ist, während das Reflexionsvermögen, auf welch' letzterem vorzüglich die Verstandestätigkeit beruht, beiden Teilen zuteil wurde. Da nun dieses physische Bildungsvermögen, welches dem weiblichen Teil allein beigegeben ist, jedenfalls auch ein Teil des Gesamtvermögens eines Typus sein wird und die Anlage zu diesem Vermögen schon vom Beginn der Entwicklung des Weibes vorhanden sein muß, so wird es richtig sein anzunehmen, daß diese Fähigkeit etwa auf Kosten einer anderen entwickelt wird oder ist, und daß die Veranlagung des männ-

lichen Teiles vielleicht deshalb eine andere, kräftigere in anderer Beziehung sein wird, was z. B. bei der kräftigeren Entwicklung der physischen Natur und damit auch in der Fähigkeit einer kräftigeren physischen Entwicklung des Gehirns und damit auch das Reflexionsvermögens zu finden sein könnte.

In der Tat schreitet die physische Entwicklung beim Manne noch fort in einem Alter, in welchem das Weib seine physische Reife längst erreicht hat; wenn das weibliche Gehirn in der Regel kleiner ist als das männliche, so wird dies auf den Umstand zurückzuführen sein, den ich eben angedeutet habe: das Weib bleibt zarter in jeder Beziehung, der Mann wird kräftiger, entsprechend den Anlagen, die mit dem Geschlechte verbunden sind.

Ungeachtet dessen zweifle ich nicht daran, daß die physischen und psychischen Anlagen der Frau ausbildungsfähig sind, so daß die Frauen, sind sie überhaupt günstig veranlagt, — ich meine solche, die eben normale Fähigkeiten von Geburt an besitzen, — auch wissenschaftlicher Bildung gewachsen wären. Es fragt sich aber erstens, ob der normal veranlagte Mann nicht etwa doch zu andauernder und konsequent durchgeführter geistiger, also insbesonders den Verstand, resp. das Reflexionsvermögen und das Gedächtnis in Anspruch nehmender Arbeit, besser geeignet ist von Natur aus als die Frau, welche zwar mit denselben Fähigkeiten ausgestattet sein kann, deren physische Textur aber zarter ist, und welche überdies Bildungsvermögen besitzt, welches, wird es bei Kindererzeugung tatsächlich in Anspruch genommen, jedenfalls einen Teil der ihr zu Teil gewordenen Gesamtkraft absorbiert und zweitens), ob es infolge dieser Umstände nicht etwa richtig wäre, die Erziehung der beiden Geschlechter mit besonderer Rücksicht auf die tatsächlich vorhandene Verschiedenheit in den Anlagen, also diesen Anlagen möglichst angepaßt, einzurichten? Wir können die Richtigkeit dieser Erwägungen und Anschauungen annehmen, und ich bin überzeugt, daß die in wissenschaftlichen Blättern schon vor längerer Zeit besprochene Beobachtung, daß bei weiblichen Individuen eine zur Zeit der Reifebildung streng ausgeübte Verstandesarbeit schädlich wirkt und zu Störungen der normalen weiblichen Funktionen, wahrscheinlich aber schon in der Entwicklung selbst zu Hemmungen führt, welche dann dauernde Folgen nach sich ziehen können, richtig ist. Es war dabei bemerkt, daß die diesbezüglichen Erfahrungen noch beschränkte seien; ich bemerke hiezu, daß

positive Nachweise aus verschiedenen Gründen schwer zu erbringen sein werden, denke aber, daß sie sich doch — soweit Nachweise möglich sind — als richtig erweisen werden, weil diese Erscheinungen in der Natur der Dinge liegen und nur als logische Folgen der primären Anlagen im weiblichen Geschlecht betrachtet werden können.

Das Mutterwerden und Muttersein in dem ungemein hoch entwickelten Typus Mensch ist eine ernstere und pflichtenreichere Sache, als man — wenigstens bei einem sehr zahlreichen Teil des weiblichen Geschlechts — in der Regel anzunehmen pflegt oder anzunehmen geneigt ist. Man weiß zwar, daß zur Zeit der Geburt sorgsame Pflege notwendig ist, berücksichtigt aber zu wenig, daß die Pflege und Berücksichtigung der weiblichen Natur das ganze Leben und insbesonders die Zeit der Entwicklung zu umfassen hat — woran großenteils der mangelhafte Unterricht über diese wichtigen Dinge zur rechten Zeit Mitursache sein wird.

Die Entwicklung und Reifebildung bei den Tieren dauert Stunden, Tage, Wochen, Monate, und das junge, neue Tier ist nach kurzer Dauer seiner Daseins ausgebildet und fähig selbst für sein irdisches Fortkommen zu sorgen; ich frage: Wie lange braucht ein Menschenkind Pflege, Leitung und Bildung, bis es sich selbst überlassen werden kann? Und wie wichtig ist nicht nur allein die körperliche, physische, sondern auch die psychische Bildung des jungen, langsam heranwachsenden Menschenkindes in den ersten Jahren seines Daseins? Werden unsere künftigen Mütter in ihrer Jugend wirklich und mit dem notwendigen Ernste derart unterrichtet, daß sie dann ihre Nachkommen in körperlicher und in geistiger oder in seelischer Beziehung wirklich zweckmäßig aufzuziehen vermögen?

Wäre es nicht richtig, den Unterricht des weiblichen Geschlechtes genau den künftigen Erfordernissen und Pflichten als Mutter und Erzieherin anzupassen? Ist es nicht Tatsache, daß die Erziehung des kleinen Kindes zumeist den Müttern, Großmüttern, Kinderfrauen und Kindermädchen anvertraut ist, und haben diese Frauen im allgemeinen — ich meine alle — richtige Begriffe und Anschauungen über die große Wichtigkeit der Erziehung der Menschen in den ersten Jahren seines Daseins? Werden die Frauen — in den betreffenden Schulen — genau darin unterwiesen, wie wichtig insbesonders die richtige Behandlung und Lenkung des Willens

ist, daß Ordnungssinn, Regelmäßigkeit und Mäßigkeit, Beherrschung des Wissens und Erlernung dieser Willensbeherrschung die unbedingt notwendigsten Faktoren sind zur Charakterbildung? Ich will zugeben, daß in dieser Richtung, auch bezüglich Schulbildung, in den letzten Jahrzehnten „Einiges" geschehen und das Streben in dieser Beziehung wach geworden ist; aber nur „Einiges" geschah bisher und jedenfalls noch viel zu wenig.

Zur Bildung der Frauen in dieser Richtung, Erziehung des Kindes, bedarf es nicht des Hochschulstudiums, und selbst Liceen und Mittelschulen stellen die Forderungen für Frauenbildung in manchen Gegenständen viel zu hoch — vernachlässigen dagegen Herzens- und Charakterbildung insoferne, als sie der Frauenwelt nur sehr spärlich jene Gegenstände beizubringen suchen, welche ihren Pflichten und ihrem künftigen Wohlbefinden näher liegen, als z. B. Mathematik und alte Sprachen. Das Studium an den Hochschulen — wie sie heute existieren — hat aber für Frauen keinen eigentlichen Wert, sondern nur Nachteile; es wäre denn, daß man etwa für Frauen für einige medizinische Fächer besondere Hochschulen einrichten wollte, wo akademische Studien noch am Platze sein könnten, für jene, welche hiezu besondere Lust und Eignung zeigen. Derartige Frauen müßten — naturgemäß — aber wissen, daß sie mit solchen Studien ihren eigentlichen Beruf, Mütter des Geschlechtes zu werden, nicht fördern und ihm mehr oder weniger gänzlich zu entsagen bereit sein müssen.

Ich habe bisher nachzuweisen versucht, daß die Frau dem Mann gegenüber zwar gleichberechtigt ist, soferne beide Teile erst zusammen die Einheit eines Typus ausmachen, daß die Natur aber jedem Teil besondere Tätigkeiten zugewiesen hat, indem sie in der Formbildung, mit der auch psychische Folgen verbunden sind, entsprechende Änderungen in den Fähigkeiten und Neigungen vorbereitet und herbeiführt; Formveränderungen, welche bezüglich stofflicher Textur keine nachweisbaren Differenzen mit sich bringen, welche aber insbesonders psychische nachweisbare Verschiedenheiten zur Folge haben.

Diese Verschiedenheiten treten nun im Allgemein-Charakter des weiblichen Geschlechtes deutlich zutage, sind „angeboren" und erfordern entsprechende Pflege durch Erziehung, soll die Natur selbst im Weibe nicht durch äußere Einflüsse beeinflußt und beeinträchtiget werden.

Schopenhauer tadelt bei den Frauen mancherlei Eigenschaften, ohne aber genau zu untersuchen, ob diese nicht etwa wenigstens zum Teile natürliche Folgen jener Teilung in Geschlechter und Verschie-schiedenheit der weiblichen Organisation des Körpers sind, die ihrem Wesen nach dennoch logisch ist, weil sie mit Rücksicht auf die von Natur aus zugewiesenen Funktionen zweckmäßig sind. Er tadelt an den Frauen die Eitelkeit, die Gefallsucht, die Putzsucht, die Inkonsequenz im Handeln, den schwachen, stets durch momentane Gefühle beeinflußten Redlichkeitssinn 2c. und meint, die Natur habe es mit der Bildung des Weibes auf einen „Knalleffekt" abgesehen, indem es den Mann durch seine Schönheit (Jugendreiz) zur Vereinigung mit ihm verleitet, zur legalen Ehe sogar, bei der der Mann, besonders bei den sogenannten Kulturvölkern, unverhältnismäßige Lasten auf sich nehmen muß.

In diesen Schopenhauerschen Anschauungen und Darlegungen sind nun — besonders unter mancherlei Umständen — einige Körnchen Wahrheit enthalten; allein das eigentliche Wesen und die wirklichen Ursachen von derlei Erscheinungen im weiblichen Geschlecht sind wieder nur oberflächlich behandelt und infolgedessen auch nicht richtig beurteilt, obschon sie teilweise hie und da zutreffen mögen. Das im allgemeinen Unzutreffende aber liegt darin, daß er die natürliche Anlage zu gewissen Eigenschaften als primär — schlechten Charakter der Frauen stygmatisiert und nicht erwägt, daß diese Anlagen naturgemäß sind, mit der Teilung in Geschlechter, die auf einander angewiesen sind, eintreten müssen, und daher nur dann als schlechte Eigenschaften getadelt zu werden verdienen, wenn sie ungezügelt und mit Vorliebe die natürlichen Grenzen ihres Vorhandenseins überschreiten, und etwa gar den Charakter der Unvernunft und der Leidenschaft annehmen.

Warum zum Beispiel ist die Frau in der Tat gefallsüchtig? Es ist ihr die von der Natur übertragene Aufgabe zugefallen, den Mann zur Vereinigung mit ihr zu bewegen und sein Streben nach ihrem Besitz zu befriedigen. Daß nun mit dieser logischen, d. h. im Wesen der Weiblichkeit gelegenen Eigenschaft auch die Putzsucht eintritt, ist wieder selbstverständlich, und wir finden diese Neigung der Frauen, sich in den Augen des Mannes „ins beste Licht zu setzen", in allen Völkerschaften, auch bei den sogenannten Wilden und Halbwilden. Diese Eigenschaften werden nun in den kultivierten und hochzivilisierten Völkern allerdings ins Unglaubliche getrieben, die

natürliche Neigung und das natürliche Streben, dem Manne zu gefallen, werden, wie allgemein ersichtlich und bekannt, übertrieben, und der Kulminationspunkt dieser schädlichen Übertreibungen nennt sich heute „Mode“! Durch sie — in allen Formen und in den kleinlichsten Dingen angewendet — wird dieses naturgemäße Streben der Frau zu einer beinahe bis zum Wahnsinn getriebenen Torheit und damit selbstverständlich in mancherlei Beziehung schädlich, weil einerseits der natürliche Formensinn, der ästhetische Sinn für Schönheit beeinträchtigt, andererseits der sinnliche Reiz ins Unnatürliche und Maßlose gesteigert werden kann. Es sind dies längstbekannte und oft besprochene Schäden der Modetorheit, auf die ich hier nicht weiter eingehen und nur bemerken will, daß die Natur die Mode (Schleppe, Krinoline oder Steifrock und Mieder 2c. 2c.) nicht selbst hervorbringt, wohl aber dem Menschen etwas Vernunft mitgegeben hat — zum Gebrauch und nicht zum Mißbrauch. Eben diese Vernunft, derer das weibliche Geschlecht gewiß nicht entbehrt, weiset dieses auf Pflege jener Tätigkeit hin, welche ihm als Mutter des Geschlechtes vorzüglich angewiesen ist.

Der weitere von Schopenhauer erhobene Vorwurf, Mangel an Konsequenz und strengem Redlichkeitssinn, erklärt sich — soweit er in vielleicht recht zahlreichen Fällen überhaupt berechtigt sein mag — aus des Weibes sensiblerer Natur, aus ihrer leichter erregbaren Empfänglichkeit für augenblickliche Sinnesreize und aus der von Haus aus zarteren Organisation des Gehirnes, welches für das stramme Festhalten an rein — verstandesmäßigen Urteilen nicht, oder weniger eingerichtet ist, als jenes des Mannes, der zur Zeit, wo die Frau fertig entwickelt erscheint, noch in physischer Entwicklung fortschreitet, was ich schon oben angedeutet habe, und was aber — ich bemerke dies hier wieder — nicht dem Weib etwa als Charakter-Defekt angerechnet, sondern als Entwicklungsform oder Entwicklungs-Gesetz der Natur betrachtet werden muß. Beim Weib herrscht das reine Empfindungsvermögen vor, und aus diesem Umstande lassen sich so manche Erscheinungen erklären, welche scheinbar den Charakter der Frau, in Wirklichkeit aber der Textur und Beschaffenheit des Gehirns und des Nervensystems zuzuschreiben sind. Ich bin weit davon entfernt, die Möglichkeit eines strammen Frauencharakters zu leugnen, bin aber der, wie ich glaube, berechtigten Meinung, daß die natürlichen Anlagen zwischen Mann und Weib verschiedene sind, aus welcher Verschiedenheit dann

einerseits (beim Weibe) die zartere Empfänglichkeit für momentane Eindrücke, andererseits (beim Manne) die Strenge und Konsequenz im verstandesmäßigen Urteil resultieren.

Nebenbei — als Randglosse — sei bemerkt, daß aus der tieferen Empfindungsfähigkeit der Frau und aus den natürlichen Folgen derselben, sich Erscheinungen erklären, oder wenigstens absehen, wenn auch nicht genau erklären lassen, welche schon im Altertume bekannt waren und Ausdruck fanden, sofern man hoch- und zartentwickelten Frauen die Gabe der Vorhersehung und das Weissagungsvermögen zusprach; Erscheinungen, welche streng-wissenschaftlich und rein-empirisch nicht vollständig erklärbar sind, welche aber voraussichtlich auf intensivster Empfindung beruhen dürften.

Ich gehe auf dieses Kapitel — welches von der strengen Wissenschaft gerne gemieden wird, weil es eben positive Erklärungen über manche Dinge nicht gibt — hier nicht näher ein und bin so aufrichtig zu gestehen, daß ich dies aus demselben Grunde nicht tue, aus welchem die exakte Wissenschaft dies gerne vermeidet: wegen des Mangels der Möglichkeit solcher Erklärungen. Ein Unterschied zwischen der exakten Wissenschaft und meiner Wenigkeit besteht aber doch: Die „Exakte“ belächelt derlei Dinge und glaubt an nichts, was sie nicht in irgend einer Art wägen oder messen kann, und ich wieder bin der Überzeugung, daß es wahrscheinlich immer Dinge gibt, gegeben hat und geben wird, von denen die Schulweisheit sich nichts träumen läßt. Der Grund — den wir allerdings erkennen, aber nicht weiter demonstrieren können — liegt darin, daß es eine Vernunft gibt, die über den empirischen Dingen liegt, die auch in der Seele vorhanden ist, und deren Ausdehnungsvermögen nach rückwärts und vorwärts — bezüglich der Zeit — wir aber nicht ermessen können.

Schopenhauer — ich bin noch nicht ganz fertig mit ihm — meint auch, daß das Schamgefühl, welches mit der Hingabe und der Betreibung von „Liebeshändel“ immer verknüpft ist, den Beweis liefert, daß diese Liebeshändel überhaupt ein Unrecht oder eine Sünde seien oder bedeuten, u. zw. ungeachtet ihrer etwaigen Legalisierung durch X-Gesetze oder Gebräuche, wobei aber mein Philosoph (und manche andere, welche in der wirklichen Askese das Heil der Welt erblicken und sie als höchste Tugend lehren) auch wieder weit über das Ziel hinausschießt. Er

führt, gewissermaßen als Beweis für seine Ansicht, die Heimlichkeit an, mit welcher alle Liebeshändel gepflogen werden, und meint, sie beweise das schlechte Gewissen, welches jene haben, die sie, die Liebeshändel nämlich, betreiben.

Die Wahrheit liegt nun aber wieder nicht dort, wo Schopenhauer sie sucht. Es gibt nämlich eine Zartheit der Empfindung (daher das Wort „Zärtlichkeit"), welche das Schönste und Lieblichste nicht der Öffentlichkeit preisgeben und Gefahr laufen will, diese Empfindungen in dem rauhen Getriebe der Alltäglichkeit profaniert zu sehen. Überdies sind unsere Kulturzustände und sozialen Verhältnisse derart, daß selbst der legalsten und edelsten Liebe zwischen Mann und Weib, respektive zwischen Jungfrau und Jüngling sehr häufig Hindernisse entgegenstehen, welche die Offenheit mitunter unrätlich erscheinen lassen, abgesehen davon, daß oft Neid und Mißgunst aller Art zu befürchten sind. Ganz abgesehen von allen äußerlichen Umständen aber lehrt uns die Erfahrung, daß die Natur selbst ihre herrlichsten Taten, Bildungen und Wunder immer im Stillen, gewissermaßen bescheiden und im Geheimen bewirkt und Störungen nicht liebt und verträgt. Solche wirken immer schädlich und hinderlich, was jeder Gärtner, Landwirt 2c. genugsam zu beobachten Gelegenheit findet. Sollten die jedenfalls zarten und zarter Pflege bedürftigen Bedingungen zu einer auch psychisch dauerhaften echten Liebe nicht ähnlicher Umstände bedürfen — günstigen Boden, Zeit und Licht und Wärme? Schafft, bildet und denkt etwa der Dichter, Künstler oder Philosoph auf der Gasse und im Gewühle des öffentlichen Treibens? Braucht nicht auch er Ruhe und Zeit zu seinen Schöpfungen, Bildungen und Gedanken? Weiß oder empfindet er nicht, daß die geringste Störung Gefahr bringen und den feinen Faden geistiger Tätigkeit abzureißen vermag? Ist die echte, wahre, tiefe Liebe zwischen dem Geschlechte nicht einer Pflanze zu vergleichen, welche nur unter geeigneten Bedingungen zu wachsen und zu gedeihen vermag?

Schopenhauer dürfte schwerlich jemals diese echte Liebe kennen gelernt haben, bespricht oft nur die Kehrseite der Medaille und die Liebe insbesonders nur mit alleinigem Bezug auf die rein-sexuelle Seite, die, was wieder richtig ist, recht oft zu Mißgriffen, flüchtigem Gefallen und unglücklichem Ende führen mag. Einseitigkeit ist bei allen Dingen schädlich, nicht dauernd und Dauer versprechend, und so ist auch die rein-sexuelle, auf

äußere Form und lebhaftes Temperament allein gegründete „Liebe“ einseitig und gefahrbringend, was die Erfahrung zur Genüge darlegt und bestätigt. Was die von ihm dem weiblichen Geschlechte gemachten weiteren Anwürfe anbelangt, so liegen die Gründe zu den diesbezüglichen Auswüchsen und Anormalitäten nicht nur etwa dort, wo Schopenhauer sie allein sucht, sondern vielfach auch oft in der verkehrten Erziehung, in verkehrten allgemeinen Anschauungen und Sitten (oder Unsitten) der Gegenwart, die sich im Laufe der Zeiten, vielleicht in Jahrhunderten (wie die übertriebenen Modetorheiten) nach und nach herausgebildet haben, und deren immerwährendem Einfluß sich gänzlich zu entziehen dem einzelnen schwer, wenn nicht unmöglich ist.

Die Natur der Frau selbst, ihr innerstes Wesen (nämlich der normalen und in keiner Art verzogenen und verbildeten Frau), besteht vorwiegend in dem ihr angeborenen, ja gewissermaßen sie selbst seienden Drange zur Hingabe an den Mann, in dem unwiderstehlichen Drange, Kinder zu bilden, zu gebären und zu betreuen, das Menschengeschlecht fortzupflanzen. Diesem hohen Zwecke will sie ihr Bestes geben und widmen, was sie besitzt: Das Vermögen zu bilden!

Dieses, ihr innigstes Gefühl führt zur Gattenliebe, zur Mutter- und Kindesliebe; es führt eventuell — so es etwa die Notwendigkeit erheischt — bis zur vollsten Selbstaufopferung der eigenen Person, und dieses wahre, echte, in ihrem tiefsten Wesen gelegene Gefühl, dieser mächtige Drang und Wille, Mutter zu sein, ist die eigentliche Natur der Frau: Es ist ihr Adelsbrief!

Ich habe manche Frauen kennen gelernt, welche weder übertrieben gefallsüchtig, noch putzsüchtig und eitel waren auf ihre Schönheit, welche aber doch von einer inneren, mächtigen Sehnsucht nach dem Kinde durchdrungen waren, und gewiß werden auch viele Ehen geschlossen, in erster Linie um diese Sehnsucht zu stillen. So ist das Wesen der echten und der edlen Frau und nicht sie — diese Frau — ist dafür mitverantwortlich zu machen, daß es auch viele, vielleicht sehr viele Kehrseiten gibt von dieser Prägung, entartete Weiber, welche mit ihrer Schönheit, mit ihren Reizen in jedweder Weise Wucher zu treiben bemüht sind, um den übertriebenen und zur bösen Leidenschaft gewordenen Neigungen, Putz- und Prunksucht, Wohlleben und Zerstreuung aller Art, fröhnen zu können. Mag auch die angeborene Sensibilität des Weibes ein

leichteres Ausgleiten am Lebenswege in einer Art förderlich erscheinen, ein wirkliches und ebenfalls angeborenes Schamgefühl, eine nur einigermaßen entsprechende Erziehung, kann es vor der Gefahr der vollen Selbstvergessung bewahren. Eben deshalb ist eine richtige Erziehung des weiblichen Geschlechtes von besonderer Wichtigkeit, denn je mangelhafter diese Erziehung ist, desto leichter wird eben dem weiblichen Geschlecht das Abirren vom Wege möglich werden. Eben deshalb findet man im praktischen Leben kaum irgendwo und irgendwie so vollständige Gegensätze, wie beim Weibe: es kann in der Tat Engel oder Teufel sein oder werden.

Der Weltzweck besteht nun nicht im Nichtsein, sondern im Sein, u. zw. im logischen Sein, dessen edelste Früchte uns in der wahren Schönheit, in welcher Äußeres und Inneres in Harmonie stehen, in der Kunst und in der echten menschlichen Moral entgegentreten; Daseinsformen, durchleuchtet von wahrer und echter Liebe, welche — ungeachtet aller Widerwärtigkeit, alles Unschönen und Mangelhaften — doch der wahre Geist der Welt und Welten ist.

Ich komme zum Schlusse meiner Abhandlung.

Was die volle sogenannte „Emanzipation" der Frau betrifft, bestehend vornehmlich in der vollkommen gleichen Ausbildung der angebornen Fähigkeiten des Mannes und der Frau — wozu jetzt, in unserer Zeit nämlich, welche es in mancher Beziehung liebt, die Dinge auf den Kopf zu stellen, Neigung vorhanden ist, so ergibt sich der Widersinn eines derartigen Strebens von selbst. Obschon die beiden Geschlechter in stofflicher Beziehung keine Unterschiede aufweisen, so zeigt sich doch in der Formenbildung und in der Entwicklungs-Neigung und Fähigkeit zur Entwicklung einzelner Formen mancherlei Unterschied, welcher dann zu verschiedener Eignung im praktischen Leben führt und den Hinweis gibt, daß auch Erziehung und Tätigkeit der Individuen in der Tat dem Geschlechte anzupassen sei. Ebenso ergibt sich aus diesen Umständen und insbesonders, wenn sie naturgemäß berücksichtigt und befolgt werden, der richtige Wegweiser zur Stellung der Frau im Staate, dessen Aufgabe es sein wird, solche Einrichtungen zu treffen, daß die Weiblichkeit, die Frau im Staate am besten gedeihen und ihrer natürlichen Bestimmung nach leben kann.

Die Gleichberechtigung ist insoferne schon mit der Tatsache gegeben, daß erst beide Teile, beide Geschlechter im Vereine die volle Einheit des Typus ausmachen und repräsentieren; sie,

diese Gleichberechtigung, kann und soll aber nie derart aufgefaßt werden, daß die Erziehung und Entwicklung der Frau so eingerichtet und geleitet werde, daß die Frau den Mann in allen Stellungen und unter allen Umständen zu ersetzen vermag. Mit dem Ersatz oder mit der vollen Ersatzmöglichkeit würde und könnte nach und nach ein ungesunder Wettbewerb und ein Streben nach Verdrängung des Mannes eintreten, der nur für beide Teile und somit für das Gesamtgeschlecht von größtem Nachteile sein könnte.

Es ist gewiß richtig und lobenswert, jenen Frauen, welche nicht Gattin und Mutter werden, weil sie den Mann nicht finden, der ihnen entspricht, oder weil sie überhaupt nicht hiezu veranlangt sind, eine ehrenhafte Tätigkeit zu verschaffen, resp. die Wege zu ebnen, welche zu einer solchen auch mit entsprechenden Einkünften verbundenen Tätigkeit führen können; es gibt hiezu aber gewiß Raum und Gelegenheit zur Genüge, ohne daß der Charakter und die Natur der Frauen durch männliche Erziehung geschädiget wird. Eben auf diesen Punkt sollten die Frauen-Vereine ihre im Ganzen gewiß ersprießliche Tätigkeit konzentrieren, und ich zweifle nicht daran, daß sie da auch vom Staate die notwendige Förderung finden werden. Insbesondere schiene mir auf gewerblichem Felde, sei es durch Errichtung weiblicher Gewerbe-Genossenschaften, sei es etwa durch Schaffung neuer, nur den Frauen zugänglichen Gewerbetätigkeiten, eher der Boden zu finden, auf dem in dieser Richtung entsprechende Erfolge zu erzielen wären. Immer aber müßte im Auge behalten werden, daß die Wesenheit der weiblichen Natur, und der ihr von der Natur zugewiesene Zweck ihres Daseins nicht zu leiden habe, was eben in Tätigkeitsformen leicht erreicht werden kann, wo der Ersatz des einzelnen Individuums durch ein anderes ohne Schädigung aller Interessen möglich ist.

Ich will hier eine weitere Bemerkung machen, die hier am Platze sein dürfte, weil sie ein Vorurteil und eine Anschauung betrifft und beleuchten soll, welche gewissermaßen „eingebürgert" sind, obschon sie hiezu keine Berechtigung haben; ich will hervorheben, daß die den Frauen naturgemäß zufallende Beschäftigung, die Tätigkeit der Frau, im allgemeinen nicht jene Würdigung findet, die sie gewiß verdient.

Jede Frau, welche Gattin, Mutter und Hausfrau im wahren Sinne des Wortes ist, aber auch jedes weibliche Wesen, welches sich einer richtigen Führung eines Hausstandes in was immer

für einer Form, Art und Weise widmet, sei es als Anverwandte, Erzieherin, Dienerin irgend einer Art, verdient vollste Achtung, und ein Unrecht ist es, diese — wie es leider nur zu häufig u. zw. auch von Seite der Hausfrauen selbst geschieht — Tätigkeit zu unterschätzen, d. h. ihr weniger Achtung und Anerkennung angedeihen zu lassen als richtig wäre. In meinen Augen, und ich glaube auch in jenen aller objektiv und wohldenkenden, logisch urteilen wollenden und könnenden Menschen, verdienen Frauen, welche ihrer Bestimmung in was immer für einer Form respektive Beschäftigung dienen und das Wohl des Geschlechtes in angemessener Art fördern, die gleiche Achtung, wie irgend eine Stellung eines Mannes diesem einbringt; die tüchtige Hausfrau, die ihre Kinder vernünftig erziehende Mutter und auch alle ihre Gehilfinnen werden und sollen einem richtig empfindenden und richtig denkenden Mann mindestens dieselbe Achtung, eventuell Zuneigung abgewinnen, als die überbildete oder etwa gar gelehrte Frau — eine Einsicht, welcher sich besonders jene Frauen, die ihre volle Emanzipation als wünschenswertestes Ziel ihrer Bestrebungen betrachten zu müssen glauben, nicht verschließen sollten. Achten wird man auch gelehrte Frauen, lieben jedenfalls jene mehr, welche in erster Linie die natürlichen Pflichten als Hausfrau und Mutter oder als Gehilfin derselben zu erfüllen trachten.

Die Frauen-Vereine mögen vor allem, durch Wort und Schrift, dahin wirken, daß die Achtung der Familie und aller ihrer sie bildenden und sie unterstützenden Frauen, daß der einstige, gewissermaßen patriarchalische Sinn für Familie und Haus, welcher unter den Einflüssen einer modernen aber mitunter recht oberflächlichen Zeit und ihrer hyperklugen Anschauungen und Bestrebungen gelitten hat und noch leidet, nicht aussterbe, sondern wieder gehoben werde, was gewiß möglich sein wird, ohne deshalb den wirklich fortschrittlichen Geist, und die wirklich berechtigte höhere Achtung vor der Frau in ihrem Wirken zu beeinträchtigen.

Obschon die Erörterungen über unseren Gegenstand sich, und vielleicht mit Recht, noch weiter ausdehnen könnten, will ich es doch genug sein lassen. Es ergab sich aus dem Gesagten, daß die „Emanzipation" nicht das Richtige ist, die Gleichberechtigung, soferne beide Teile die logische Einheit bilden selbstverständlich, die Gleichstellung der Frauen mit dem Manne in Gesellschaft und Staat nur bedingungsweise richtig ist, nämlich nur so weit, als die den ver-

schiedenen Naturen oder Befähigungen der getrennten Geschlechter und der damit logisch verbundenen Entwicklung entsprechenden Bedingungen — ohne Schädigung des inneren und logischen Wesens — erfüllt werden können.

Ich bin indessen der Überzeugung oder wenigstens der Hoffnung, daß die Bäume der „Emanzipation" nicht in den Himmel wachsen werden, weil die Mehrzahl der Frauen doch eine richtige Empfindung über ihr wahres und richtiges Verhältnis zum Manne bewahren und — ihrem eigenen naturgemäßen Berufe treu bleibend — in der Mutter, in der Erzieherin ihrer Kinder, in der liebenden Gefährtin des Mannes das Ideal ihres Strebens und das ebenso hohe als ernste und schöne Ziel ihrer Kraft immerdar erblicken werden.

Die tschechische Literatur in den letzten Dezennien.

Von **Dr. Josef Karásek.**

(Fortsetzung.)

Unerwartete Blütezeit der tschechischen Literatur.

Um die Mitte der siebenziger Jahre wütete unter den politischen tschechischen Parteien ein noch nie gesehener Kampf. Einerseits standen die tschechischen Vertreter in der passiven Opposition gegen die Wiener Regierung, andererseits beherrschte eine derartige Leidenschaftlichkeit das öffentliche Leben, daß in jeder Stadt wenigstens zwei Zeitungen erstehen konnten, die den glatten Spiegel des nationalen Lebens mächtig aufwirbelten. Es wurde der Grund zum Nationaltheater gelegt, das Sokolwesen nahm seinen Anfang — stolz schwang der Turner das nationale Banner.

Ueberall fühlte man, daß aus diesem Chaos eine neue Periode erstehen müsse.

Das Zentrum der literatischen Revolution bildete der Almannach „Ruch" 1868, um welchen sich eine große Schar junger Enthusiasten gruppierte.

„Ueberall erklang der Ruf nach Freiheit, uneingeschränkter Entwicklung, bei vielen auch schon nach sozialer Freiheit.“ Die Gedichte der jungen Dichtergenossenschaft zeichneten sich zwar durch eine gewählte Form aus, aber es machten sich nicht selten fremde Einflüsse, besonders französische und polnische, bemerkbar.

Der wissenschaftliche Nachwuchs, aus dem sich einige Universitätsprofessoren requirierten, entwickelte eine vielversprechende Tätigkeit im Vereine „Slavie“ (Rezek, K. Jireček, Čelakovský, Hostinsky, Durdik, Goll, Quis, Menčik, Madièra ꝛc). Auch zahlreiche Zeitschriften verdanken jener Zeit ihre Entstehung, so Šimáčeks Familienblatt „Světozor“ (Weltschau) 1867, V. Vlčeks „Osvěta“ (Aufklärung) 1867, besonders aber „Lumir“ 1873, um welchen sich wieder ein besonderer Dichterkreis mit Sládek an der Spitze vereinigte; aus diesem »Lumír-Kreise“ ging auch Vrchlicky hervor.

Zu diesen Zeitschriften kamen 1879 Čechs „Květy“, fünf Jahre später „Zlatá Praha“ im Verlage von J. Otto unter der Redaktion F. Schulz, jetzt Jar. Kvapils.

Nachdem die tschechischen Abgeordneten in den Reichsrat eingezogen waren, kam auch der Wunsch nach einer tschechischen Universität zur Verwirklichung. Es ist natürlich, daß dieses Moment auf die Pflege der wissentschaftlichen Literatur ausschlaggebend wirkte, wenngleich dieselbe schon damals beachtenswerte Werke aufzuweisen hatte; ich nenne bloß Riegers „Naučný slovník“ und nun Ottos „Naučný slovník“, Lexikon, deren sich keine slavische Literatur rühmen kann.

Einige Verlagsfirmen begannen eine wahrhaft großartige Tätigkeit zu entfalten; an erster Stelle J. Otto, Šimáček und Vilimek. Auch die Kunsttechnik steht von nun an auf gleicher Höhe wie in andern Ländern („Unie“). Der literarische Markt wird mit einer Unzahl von Originalwerken und Uebersetzungen beschickt; große und kostspielige literarische Unternehmungen wie Ottos „Čechy“, „Narodopisná“ und „Jubilejni výstava“, Šimačeks „Hrady a zámky české“ (bisher fast 250 Hefte) werden ohne jede staatliche Unterstützung herausgegeben, die Literatur blüht, die opferwilligen Leser — besonders Lehrer und Geistliche — blicken mit Stolz auf ihre Bibliotheken. Diese innere Kraft der Aufklärung, die sich auch in der freudigen Unterstützung des autonomen Schulwesens kundgibt, überrascht allseits. Was das Schulwesen anbelangt, muß rühmend betont werden, daß sich nach dem höchsten

Willen unseres erlauchten Monarchen niemand der kulturellen Entwicklung unseres Volkes entgegenstellen dürfte.

Und als der tschechische Mäcen, Josef Hlávka, die tschechische Akademie für Künste und Wissenschaften begründet hatte — war für die tschechische Wissenschaft auch die feste Basis gegeben, von der aus sie erfolgreich sich in den Wettstreit mit der gelehrten Welt Europas begeben konnte.

Derselbe hochherzige Mann sicherte auch der böhmischen bildenden Kunst eine würdige Heimstätte; und wie diese gelangte auch die Musik in den letzten Jahrzehnten zu niegeahnter Blüte.

In der Mitte der achtziger Jahre entstand der Kampf um die Echtheit der Königinhofer Handschrift, ein Kampf, der nicht bloß in das politische Leben eingriff, sondern auch die Literatur berührte, die er gründlich von den Bazillen der Phrasenhaftigkeit und Oberflächlichkeit befreite. Man mag damals vielleicht zu weit gegangen sein, jedenfalls aber wirkte dieser Kampf erfrischend und verjüngend auf die gesamte tschechische Literatur. Man wurde auf den russischen Realismus aufmerksam, eine eigene politische Partei, die sich die Literaturpflege besonders angelegen sein ließ, wurde begründet, die soziologische und intellektuelle Literatur durch gediegene Übersetzungen bereichert (bei Laichter und Pelcl erschienen). Im folgenden Jahrzehnt entwickelte die Studentenschaft eine fieberhafte Tätigkeit; aus ihr gingen verschiedene Parteien mit politischer Färbung hervor, aber auch diese (Fortschrittspartei und Staatsrechtler) nehmen sich eifrig der Literatur an. Um die Mitte der neunziger Jahre erhebt sich die junge Generation gegen Vrchlický und seine Freunde, die „Epigonen“ gegen jene, die sie kurz vorher noch ihre „Meister“ genannt hatten. So bildet sich eine neue Richtung, die „Moderne“, heraus, neben welcher die „Katholische Moderne“ ins Leben tritt, die von den katholischen Revues in Böhmen und Mähren jedoch wohl zu unterscheiden ist.

In der tschechischen Literatur ist auch dort ein Aufschwung zu verzeichnen, wo andere Literaturen sich keiner besonderen Erfolge rühmen können. Die tschechische katholische Moderne kann anderen Völkern als Muster dienen. Mannigfaltigkeit und Reichtum bekunden ihre Blüte. Je bedeutender eine Literatur, desto mehr Erzeugnisse verträgt sie. Wir können die tschechische Literatur mit einem großen Garten vergleichen, der rein heimatliche Pflanzen

birgt, auf dessen Boden aber auch exotische Gewächse gut gedeihen, Palmen und Bananen neben Linden, Eichen, Fichten und Birken, dazwischen wieder die mannigfaltigsten heimischen und fremden Blumen und diese alle in ihrer schönsten Pracht.

Besonders der Roman hat in letzter Zeit eine gedeihliche Pflege gefunden, minder gut gelang der Aufschwung auf dramatischem Gebiete. Doch es sind gottbegnadete Dichter von universeller, segensreicher Wirksamkeit, welche in dieser Zeit die Vorsehung dem tschechischen Volke geschenkt hat.

Jeder Stand hat seine Fachzeitschriften und jeder intelligente Tscheche sieht es mit Stolz, daß die heimische Literatur im Zeitalter ihres Goethe und Schiller, ihres Puškin, steht. . . .

Svatopluk Čech (1846).

In den 80—90-ger Jahren war Svatopluk Čech dem Lesepublikum der sympathischeste Schriftsteller. Wenn man in der Literatur Volksabstimmungen vornehmen würde, fiele vielleicht die größte Stimmenanzahl auf Sv. Čech, der sich sowohl durch den Inhalt als auch durch den Geist seiner Gedichte und Novellen die besondere Liebe seiner Leser errungen hat.

Neben Čech beherrschte zwar auch damals schon als erste literarische Größe Jaroslav Vrchlický den tschechischen Parnaß, aber der einfache Leser vermochte die fernliegenden und alles umfassenden Stoffe dieses Dichterheros nicht zu genießen. Wenn man es auch fühlen mochte, daß Vrchlický Böhmens Dichterfürst ist, dessen geistiger Horizont sich über einige Weltteile ausbreitet, so sah man doch in Čech den geistigen Oberhirten, einen unfehlbaren Ausfluß der tschechischen Volksseele, auf dessen Wort alle Leser geschworen hätten.

Čech wußte dem tschechischen Volke gut aus der Seele zu reden, er wußte auszusprechen, was alle bedrückte, und es ist daher kein Wunder, wenn er alles begeisterte, bezauberte, elektrisierte. Seine Verehrer waren darüber fast beunruhigt, als er gelegentlich des vierzigsten Geburtstages Meister Vrchlickýs diesen aus vollstem und freundschaftlichem Herzen spontan als den Primas des tschechischen Parnassus bezeichnete. Er selbst, die verkörperte Güte und Bescheidenheit, ging jeder öffentlichen Kundgebung aus dem Wege, besonders aber lärmenden Ovationen suchte er stets zu entgehen. Heute ist der Streit, wer größer sei, ob Vrchlický oder

Čech, ebenso geschlichtet, wie die Frage gelöst ist, ob Goethe oder Schiller die Superiorität gebührt; er wurde dadurch beendigt, daß man die Büsten beider zu ihren Lebzeiten im tschechischen Museum aufstellte.

Čech wohnt nun schon mehrere Jahre auf dem Lande in Obříství (beim Říp) an der Elbe, in seiner Villa, wo er sich nur der Literatur und seinem Garten widmet. Nach dem sensationellen Erfolge, den seine „Lieder eines Sklaven" erzielten, welche in kurzer Zeit fast in dreißig Auflagen erschienen waren, hatte man ihn zum Abgeordneten gewählt, aber er nahm diese Würde nicht an, wie er auch früher eine staatliche Unterstützung abgelehnt hatte. Als die literarische Welt unter allgemeiner Begeisterung sein fünfzigjähriges Geburtsfest feiern wollte, entschlüpfte ihr der Jubilant durch eine schleunige Flucht.

Čech war Redakteur der „Květy", (im Verein mit Dr. Heller), die zu seiner Zeit als eine geradezu ideale Zeitschrift gegolten hat. Čech lieferte für dieselbe zahlreiche Gedichte. Aber auch das Feuilleton und das Sonntagsbeiblatt der „Národní Listy" redigierte er einige Zeit hindurch. Svatopluk Čech ist als ein musterhafter Prosaschriftsteller bei uns bekannt, besonders im leichten Genre der Erzählungen, Novellen, Arabesken, Feuilletons hat er sich hervorgetan, worin er sich mit Hálek und Neruda in eine Reihe stellte. Auch als Dichter mit seiner reichen, buntbewegten Phantasie, der blendenden Farbenpracht in der Zeichnung, den köstlichen Vergleichen, der schwungvollen Sprache hat er sich die Palme errungen.

Es ist schwer zu sagen, welche Wagschale seiner literarischen Tätigkeit mehr ins Gewicht fällt, die prosaische oder die poetische, die beide voll lauteren Goldes sind, doch scheint es, daß auf der poetischen Wagschale einige leuchtende Diamanten noch strahlender glitzern.

In seiner prächtig malenden Darstellung ist er mit einem Makart und Matejko zu vergleichen. In seiner Prosa ist er das Muster eines reinen, eleganten und blumenreichen Stils, der oft von einem liebenswürdigen Humor oder von treffender Satire durchsetzt ist, die die menschlichen, nationalen und literarischen Mängel nicht wenig zur Gunsten ihrer Heilung zu geißeln sucht. Dieses attische Salz verleiht seinen Schriften einen angenehmen Geschmack, ja, es würzt und versüßt zugleich; gerade in diesem Punkte unter-

scheidet er sich von Neruda, der zuweilen beißend und stichelig wurde. Čech ist mäßiger, zarter, er macht noch nicht den schmerzhaften Schnitt, wiewohl er die wunde Stelle trifft und zuweilen auch ziemlich bitter werden kann, wie z. B. in „Pravda" (Die Wahrheit").

Seine Gestalten sind gründlich bis ins einzelne durchdacht, alles erscheint bei ihm verkörpert, seine Darstellungsweise ist plastisch; eher kann es ihm geschehen, daß er infolge der fein durchgeführten Kleinmalerei an den Fortgang der Handlung vergißt. Neben dem hohen Schwung ist die Wahrhaftigkeit und Gemütstiefe seiner poetischen Produkte bemerkenswert; besonders am Beginne seiner poetischen Laufbahn griff er gern zu patriotischen Stoffen mit romantischer Färbung, aber immer ist seine Poesie der Ausfluß seiner innersten Ueberzeugung. Aus seinen Werken läßt es sich herausfühlen, daß seine heilige Begeisterung nicht minder als seine gerechte Entrüstung, einer hohen Gesinnung entstammt; in seinen Gefühlsausbrüchen gibt es keine Geziertheit, keine Deklamation.

Auch seine politischen Lieder sind aus seiner Ueberzeugung hervorgegangen. Čech hat mit diesen Liedern tausende und tausende von Lesern aus ihrer Letargie aufgerüttelt, und der Reflex dieser Bewegung soll sich sogar in den hohen Kreisen gezeigt haben. Allerdings wird der Ästhetiker diese politischen Lieder nicht so hoch schätzen, wie die „Morgenlieder" und die „Neuen Lieder."

Einen Kranz der schönsten tschechischen Werke übersetzte Alfred Jensen ins Schwedische, und dieser hat vor kurzem Čech unseren „letzten Romantiker im Byron'schen Sinne" genannt (in dem serbischen Blatte „Kolo".) In dieser Bezeichnung liegt ziemlich viel Wahrheit, doch ist damit noch lange nicht die volle Individualität Čechs charakterisiert.

Die ungemein fruchtbare und viel umfassende literarische Tätigkeit Sv. Čechs läßt sich im engen Rahmen dieser Abhandlung nicht bis in die Details festhalten. Ich kann sie bloß generalisieren und in den Hauptzügen beleuchten.*)

Die böhmische Geschichte bot Čech zu wiederholtenmalen dankbaren Stoff zu dichterischer Verwertung. Einige große epische

---

*) Eine Studie über Sv. Čech ist den Lesern der „Oest.-Ung. Revue" aus der Feder Dr. Sutnars bekannt, der auch die ganze diesbezügliche deutsche Uebersetzungsliteratur berücksichtigt. (Bd. XXII.)

Gedichte verdanken derselben ihre Entstehung. Das romantische Epos „Die Adamiten“ (ein Pendant zu Hamerlings „Der König von Sion“), welches das Leben dieses Auswuchses des Chiliasmus und religiöser Schwärmerei darstellt, sicherte Čech gleich nach seinem Auftreten eine hervorragende Stelle in der tschechischen Literatur; das Movens ist auch hier die Liebe. Großartig und auf breiter Grundlage basierend ist das Gedicht „Dagmar“, welches die Schicksale der Tochter Ottokars schildert, die mit dem dänischen Könige vermählt war. Auf ihrer Reise in die neue Heimat gelangt sie in jene Gegenden, die einst von den Elbeslaven bewohnt waren, deren Tragödie der Dichter hinreißend besingt.

„Václav z Michalovic“ berührt die traurigste Periode der tschechischen Geschichte, die Zeit nach der Schlacht auf dem „Weißen Berge“, die für Böhmen so verhängnisvoll wurde. In „Žižka“ setzte Čech dem tschechischen Heros, Jan Žižka, ein unvergängliches Denkmal; von Rokycana wird „das goldene“ Prag, die Pulsader der tschechischen Geschichte, verherrlicht. Auch „Roháč ze Sionu“ und andere kleinere Gedichte wie „Der Hussite am Baltischen Meer“ geben Zeugnis von Čechs Vorliebe für die hussitische Periode.

Wenn wir von Neruda sagten, daß er die öffentliche Meinung in Böhmen dirigierte, so können wir Čech den Sprecher des böhm. Herzens nennen; er ist der auserlesene Mann, der im Namen seines Volkes zu sprechen weiß. Wenn Schmerz das Herz des Tschechen bedrückt, wenn Schwermut ihn befällt und seine Pein sich zur Verzweiflung steigert, dann spricht Čech das erlösende Wort für alle. Ein Beispiel nur: Als vor zwanzig Jahren das Nationaltheater abbrannte, flammte der Dichtergenius Čechs über den Ruinen und Trümmern mächtig auf und in einem erschütternden, hinreißenden Gedichte rief er den Verzagten zu: „Verzweifle nicht, mein Volk! Sieh zu, daß aus der Asche sich wie ein Phönix in neuem Glanze ein noch erhabenerer Tempel der Kunst erhebe!“ In wenigen Tagen darauf ergab eine Sammlung unter dem Volke eine Million Gulden; selbst das böhmische Dienstmädchen opferte seinen Obolus auf „den Altar des Vaterlandes“. Damals konnte man sehen, was „böhmische Begeisterung“, Selbstbewußtsein und Opferwilligkeit bedeuten. Den besten Beweis für die poetische Begabung Čechs gab das Ausland. Als sich im Jahre 1881 die ganze gebildete Welt an das zweite Zentenarium des Todestages Calde-

rons erinnerte, beteiligte sich auch Čech an der Konkurrenz, zu der die hervorragendsten Dichter der Welt sich eingefunden hatten, und errang den ersten Preis — die goldene Medaille — Das genügt . . .

Unter seinen lyrisch-epischen Gedichten ist „Ve stínu lípy" („Im Schatten der Linde") das beliebteste. Besonders bekannt ist die Erzählung des Schneiders und des Invaliden.

In dieselbe Kategorie fallen auch die von großen Ideen durchdrungenen Gedichte „Europa" und „Slavia", und jene Gedichte aus dem Kaukasus, an denen der erotische Einfluß des Orients welchen Čech bereist hatte, bemerkbar ist; in diesen klingt auch die romantische Saite Čechs besonders hervor, wie z. B. in dem Gedichte „der Čerkese".

Geradezu bewundernswürdig ist das poetische Gedenkblatt, welches Čech „Am Grabe des Havlasa" dem früh gefallenen Dichter widmet. Havlasa hat nämlich den Roman „Stille Wässer" geschrieben und damit die „Salonbibliothek" ins Leben gerufen, trat aber später als Freiwilliger ins russische Heer, um gegen die Türken zu kämpfen, und fand frühzeitig den Heldentod fern der Heimat für die slavische Sache. Er ruht am Fuße des Kaukasus begraben.

In Čechs Poesie erklingt auch zuweilen die soziale Saite. Sein „Schmied von Lešetín" wurde anfänglich konfisziert, aber er machte in Tausenden von abgeschriebenen Exemplaren die Runde durch ganz Böhmen; einzelne Teile wurden auch in Musik gesetzt und werden mit Vorliebe gesungen.

Die rein lyrischen Gedichte Čechs sind ziemlich schwer zu charakterisieren. Svatopluk Čech ließe sich in den Anfängen seiner literarischen Tätigkeit in manchem mit dem unglücklichen Lermontov vergleichen, aber in der letzten Dichterperiode rang er sich besonders in seinen „Gebeten zum Unbekannten", „Morgenliedern" und „Neuen Liedern" zu einer in sich abgeschlossenen, gewaltigen Individualität von ungewöhnlicher Kraft empor.

Früher schon habe ich darauf hingewiesen, daß die Satire und der Humor in seinen Gedichten eine nicht geringe Rolle spielen. So griff Čech auch zum Tierepos in „Hanuman", und bearbeitete Märchen in „Petrkliče" („Himmelschlüssel", von Fuchs-Jelensky ins Deutsche und von Zaleski ins Polnische übersetzt), in denen er den schwankenden Begriff „Glück" analysierte. In „Velikán Velikánovič" (Der Große von Größenheim) und in anderen Ge-

dichten, besonders aber in einigen Brouèkiaden und in den „Malerischen Reisen in Böhmen“, in denen der Typus eines pedantischen Professors verewigt ist, (den überschwänglichen Purismus in der Sprache geißelte Čech schon früher als die Prager Slavisten), stellte Čech die Schwächen des nationalen Lebens an den Pranger. Herr Brouček z. B., ein geistig beschränkter Hausherr und Prager Bierpolitiker, entscheidet in einer rauchgeschwängerten Schenke über das Schicksal seines Volkes und Europas, unternimmt einige lächerliche Reisen, eine auf den Mond, eine andere auf die Ausstellung in Prag und einen dritten Ausflug ins 15. Jahrhundert, wo er mit Žižka zusammentrifft, der sich (fast mit vollem Rechte) seines Nachkommen schämt.

Svatopluk Čech ist der vollkommenste, modernste und eleganteste unter unseren Prosaschriftstellern, besonders was seinen Stil anbelangt. Sein eigentliches Gebiet sind die Novelle, kurze Erzählungen, Reiseeindrücke, Arabesken; seinen Stoff entnimmt er zwar gerne dem wirklichen Leben, dennoch möchte ich ihn keineswegs als Realisten bezeichnen. Einen ungemein wertvollen Beitrag zur Geschichte des nationalen Wiedererwachens in Böhmen bilden seine Memoiren, Erinnerungen an seinen Vater, an Baron Villani und die Zeit vor den fünfziger Jahren. Čech ist für unsere Prosa das, was Puškin für die russische ist. Von diesem seltenen, charaktervollen Manne, zu dem alle mit Achtung emporblicken, kann man mit Recht sagen: Tausende hat er veredelt und erhoben, niemanden verdorben.

Schließlich muß noch erwähnt werden, daß Sv. Čech ein Meister des Reims ist; so hat er zum Beispiel in das umfangreiche Gedicht „Der Engel“ kunstvolle Innenreime verflochten und er bereicherte auch die tschech. Literatur um eine Spezialität, nämlich den Hexameter, den er in „Václav Živsa“ anwendete.*)

(Fortsetzung folgt.)

*) In der Reklame-Bibliothek ist „Unter den Büchern und Menschen“ erschienen.

Aus einem Zyklus:

„Im stillen Schulhaus drin."

Von Alois Metzl.

Ein Schmerzensliedchen.

Im Schulhaus drinnen liegt meine Welt,
Ein sonniger Traum, der mein Sein erhellt,
Hier trete ich ein aus dem Toben der Gassen,
Hab unten am Tor meine Schmerzen gelassen.

Dort draußen ist Nacht und Frost und Schnee,
Hier weicht aus der Seele alles Weh —
Ich blicke verträumt durch die Fensterscheiben,
Seh, wie sich die Schneeflocken tummeln und treiben.

Die Mädchen sind alle so lieblich und zart,
Ich kenn einer jeden Denken und Art—
Das Schulhaus ist auch für sie ein Stück Leben,
Darin sie die heiligsten Träume weben.

Wir sind hier der ganzen Welt entrückt . . .
Ein Stückchen Himmel, das uns beglückt,
Muß unserem Sehnen und Wünschen genügen,
Wir sind noch so jung, wir müssen uns fügen . . .

Ja, draußen, gleich draußen liegt auch eine Welt,
Von Stürmen durchtobt, von Schreien durchgellt —
Hier aber ist Ruhe, ist Ruhe und Frieden:
Zwei Welten, so nah und doch so verschieden . . .

Die Seele voll Träume verlaß ich das Haus,
Und trete durch's mächtige Tor hinaus . . .
Mein Gott, ich vergaß ja — knapp an der Mauer
Stehn meine Schmerzen schon auf der Lauer . . .

Die Pause.

Um vier Uhr ist Pause, 's wird Jause gegessen . .
Man muß diese Welt um die Eßlust beneiden;
Ich habe wahrhaftig oft Angst schon bekommen,
Daß sie mir die Bänke zum Essen zerschneiden . . .

Mir macht es viel Freude zuzusehen,
Wie sich die roten Mündchen bewegen,
Es ist ein Gekicher, ein Schnalzen und Lachen,
Als wär's eine Fahrt auf sonnigen Wegen.

Die einen in feineren Blusen und Röcken,
Die haben Bonbons, Orangen und Kuchen,
Und plaudern von ihrer Loge im Theater,
Und welches Seebad sie heuer besuchen.

Die andern essen zwei Butterschnitte,
Und sprechen vom neuen Sommerkleide:
„Ich krieg heuer eins aus englischem Stoffe!"
„Und mein's sagt Mama, wird diesmal aus Seide!"

Dann kommen noch einige, sitzen beisammen,
Und essen ihr trockenes Brot und schweigen,
Sie schauen mit großen, dunklen Augen
Auf der reichen Mädchen munteren Reigen . . .

Und rückwärts, ganz rückwärts, kaum daß ich sie merke,
Dort sitzen zwei blasse, ohne zu essen,
Sie stieren und stieren in ihre Bücher —
Die Armut ließ sie den Hunger vergessen . . .

Die Braun.

Die Braun wurde heut aus der Schule entlassen,
Sie wurde verführt, beinah noch ein Kind —
Man gab ihr also das Zeugnis geschwind,
Ja, man verbessert' sogar ihr die Klassen . . .

Man wollte ihr Unglück nicht größer noch machen,
's ist möglich, daß sie eine Stelle erreicht,
's ist möglich, daß sie sich noch bessert . . . vielleicht!
Mein Gott — oft passieren schon solche Sachen . . .

Wenn ich sie so sah, mit traurigen Wangen,
Stets über dem Heft, das Auge voll Weh,
Ein leidend Geschöpf und scheu wie ein Reh —
Da zuckt' es um's Herz mir in Mitleid und Bangen...

Und die hat erfüllt eines Mannes Begehren,
Dies schutzlose Kind, der kränkliche Leib —
Kaum aufgeblüht, wird sie schon fühlend ein Weib,
Ein Kind — soll sie eigenes Blut schon nähren . . .?

Sie wollte noch Abschied den Freundinnen geben —
Man hat es ihr aber nicht mehr erlaubt.
So ging sie denn fort — um Alles beraubt,
Ging hilflos, mit Schande beladen ins Leben . . .

Und unten am Tore standen die Kleinen:
Es war etwas da, was man nicht verstand;
Die Mutter führt' schluchzend sie an der Hand —
Sie aber ging ruhig — ohne zu weinen . . .

In memoriam.

Die Hartmann ist tot — ihr Plätzchen ist leer,
Die lachenden Augen kommen nicht mehr . . .
Die Mädchen waren früh beim Begräbnis,
An sonnigem Tag ein düstres Erlebnis . . .

Sie brachten den Frieden des Kirchhofes mit,
Sie schweigen und dämpfen bedächtig den Schritt,
Als würden sie über Gräber schreiten,
In tote Fernen und finstere Weiten,

Als zöge vorbei der Leichenzug,
Mit tränenden Fackeln und Blütenschmuck,
Als würde der Priester den Segen sprechen,
Und rings aus den Augen die Tränen brechen . . .

Es fällt mir das einfachste Wort heut schwer,
Das Mitleid bedrückt mich allzusehr —
Ich sehe die Trauer in ihren Blicken,
Wollt' ihnen allen die Hände drücken:

Möcht' ihnen sagen, wie schwer mir um's Herz,
Wie meine Seele blutet vor Schmerz,
Und daß ich für lange, lange Jahre
Der Kleinen ein Andenken still bewahre . . .

Möchte sie bitten, bis einst mein Grab . . .
Ach Gott — ich weiß nicht, was ich heut hab —
Es kam ja der Frühling auf goldenen Schwingen.
Und unten stehn Kinder und singen — und singen . . .

Ein „Herr".

Von **Kazimierz Przerwa-Tetmajer.** Autorisierte Uebersetzung von **J. v. Immendorf.**

Er ging und ging und ging ... Ohne seiner Schuhe zu achten, ging er seit ungefähr fünf Uhr Früh; die Sonne stand bereits im Zenith. Ein tüchtiges Stück Weges lag schon zwischen ihm und der Stadt, er war inmitten von Feldern, vielleicht drei Meilen von ihr entfernt. Er kannte diese Gegend nicht; er ging auf der Landstraße vor sich hin, vorwärts, vorwärts und vorwärts ...

Und er war so in Nachsinnen vertieft, daß er weder seiner Schuhe, noch der Gegend achtete, noch auch des Umstandes, daß er bis jetzt ohne Frühstück war. Der Redakteur des großen und vielgelesenen Tagblattes „Wenn's nur geht", der Besitzer von achttausend Abonnenten und drei Spalten Inseraten, hatte bei ihm eine Novelle von tausend Zeilen über das Thema „Die Sonne" bestellt, zu dem Preise von — ausnahmsweise — sieben Kopeken pro Zeile! Siebenmal Tausend gibt siebentausend Kopeken, das macht siebzig Rubel. Siebzig Rubel ... Ah! Siebzig Rubel, das sind s i e b z i g R u b e l.

Es ist Juli, ist Sommer, die Stadt leer, alle sind fort. Selbst in der Redaktion des „Wenn's nur geht" haben drei ständige Mitarbeiter Urlaub bekommen. Er aber war niemals ständiger Mitarbeiter: man wollte ihn nicht engagieren, denn „es war schade um seine literarischen Fähigkeiten für Journalistenarbeit". Dank dieser schmeichelhaften Meinung verdienten die Reporter zu zweihundert und dreihundert Rubel im Monat, er hingegen zwischen dreiundvierzig und hundertzwanzig. Nur ein einzigesmal ereignete es sich, daß er für eine kleine Weihnachtsnovelle neunundddreißig Rubel bekam.

Seit jener Zeit jedoch hatte er bis zum Juli keine Novelle drucken lassen, einmal schon deshalb, weil es der Redakteur des „Wenn's nur geht", mit dem er am meisten in Verbindung stand, ungern sah, wenn seine Arbeiten in Konkurrenz-Zeitungen erschienen, dann aber hatte dieser so viele „laufende Neuigkeiten", daß er, da er dabei noch ein ständiges Romanfeuilleton führte, nur äußerst selten Novellen verwenden konnte; außerdem absorbierten Bücherrezensionen — zweieinhalb Kopeken die Zeile — eine Menge Zeit.

Uebrigens war seine Stellung als die eines außerordentlichen Mitarbeiters beim „Wenn's nur geht" eine sehr gute; der Redakteur erhob sich immer, wenn er ihn begrüßte oder verabschiedete, er sagte nicht „mein Herr Zytniewicz" zu ihm, wie er es bei anderen tat, sondern „Herr Hektor", oder „lieber Herr Hektor", empfing ihn zu Neujahr immer im Salon und nicht im Speisezimmer, wie die Reporters, und zum Namensfeste seiner Frau lud er aus dem ganzen Redaktionspersonal, außer dem Leiter des politischen und dem Referenten des volkswirtschaftlichen Teiles,

nur ihn allein zu einem Tanz-Abend ein. „Eh was! Sie sind Sie! Wenn ich ein solcher wäre!" sagten zu ihm die Reporter des „Wenn's nur geht" in ihren glänzenden Zylindern, karrierten Hosen und buntfarbigen Krawatten. Sie machten sich offenbar in seiner Gegenwart direkt über ihn lustig — denn jeder von ihnen konnte in den ersten besten Restaurations-Garten gehen und dort mit Chansonette-Sängerinnen zu Abend essen, entweder um bares Geld, oder auf Kredit, oder auch um eine Reklame für den Restaurateur, für den Direktor eines Tingl-Tangl, oder für den Autor des gegebenen Stückes. Fast alle kehrten sie erst gegen Morgen und gewöhnlich betrunken heim. Ihn aber kostete das Abendessen sehr wenig und dauerte sehr kurz: er kaufte zwei Knackwürste zu je drei Kopeken das Stück, zwei Semmeln zu je anderthalb Kopeken — und aß sie meistens in der Stadt, in irgend einer Seitengasse. Zu Hause war es am Abend so ungemütlich und traurig: vier nackte Wände, ein Ofen, zwei Stühle, ein Waschkasten, ein Tisch mit schmutziger Decke und ganz mit Tinte bespritztem rosafarbenen Löschblatt, eine Kommode, ein Korb, ein Handkoffer — das war alles. Ach ja: im Zimmer gab's noch eine Menge Russen*).

Auf dem kleinen Tisch stand eine Photographie von Fräulein Eva, gegen das Tintenfaß gelehnt, auf dem Fenster eine hübsche Flasche mit Vanille-Likör für „Milcia"**); verliebt war er nämlich in Fräulein Eva und ein Verhältnis hatte er mit der Frau des Redaktions-Dieners aus dem „Geht's wie's geht", der Konkurrenz-Zeitung des „Wenn's nur geht".

„Milcia" liebte den Vanille-Likör — das war kostspielig — aber wenn man vierundzwanzig Jahre zählt, so ist es ein Nichts, zwei Wochen hindurch statt eines Mittagessens, einen Aufschnitt für zwanzig Kopeken und zwei Bretzel zu essen — man weiß nicht einmal davon. Hat man aber siebzig Rubel in der Tasche, so kann man auf zwei Wochen nach Szczawnica***) fahren — dritter Klasse kostet's wenig — und dort ist Fräulein Eva . . . Der Milcia würde man sagen, daß man zur Tante fährt, und dem Fräulein Eva in zwei Wochen, daß man in der Redaktion „wichtige Angelegenheiten" hat . . .

Unterdessen jedoch fiel ihm, wie zum Trotz, nichts über die „Sonne" ein, und schon gar nichts, was dieser sieben Kopeken pro Zeile würdig wäre . . . Seit einer Woche sann er darüber nach und konnte nichts ersinnen — — es ging einfach nicht, wie das zuweilen vorkommt. Er war ermüdet, matt, die Hitze setzte ihm zu, der Staub, die schwüle Stickluft, all das ließ die rechte Stimmung nicht aufkommen. In vier Tagen sollte er die Arbeit übergeben — aber außer fünf oder sechs kleinen Bogen Papier mit der Ueberschrift „Die Sonne, von Hektor Zytniewicz" — hatte er nichts.

*) Ungeziefer ähnlich den Schwaben.
**) Diminutiv von Emilie.
***) Galizischer Badeort, ein Säuerling.

Deshalb wanderte er in aller Frühe hinaus ins Feld, „Inspiration suchen".

Unterwegs traf er an den Verleger, der unlängst von ihm ein Bändchen kleiner Skizzen, zu drei Rubel den Bogen, gekauft hatte, und den Besitzer der Druckerei, wo diese Skizzen gedruckt werden sollten; sie fuhren zu Rad, der Verleger in einem sandgelben Dreß, der Buchdrucker in einem dunkelblauen Trikot. Beide grüßten ihn zuerst . . . Sehr zivilisierte Leute . . . Er hatte allerdings weder ein Rad, noch ein dunkelblaues Trikot, noch ein sandgelbes Dreß, aber — — „er hatte die Zukunft". Wer weiß, ob in ihm nicht ein zweiter Sienkiewicz, oder Prus*) — ein Ruhm der Nation steckt, diese hingegen sind nur Geschäftsleute . . .

Er hob stolz den Kopf nach links empor — „er fühlte sich". Er war Künstler, eine Blüte der Intelligenz! Allerdings blühen solche Blüten in abgeschabten Beinkleidern und zerrissenen Schuhen, nichtsdestoweniger bleibt Literatur und Kunst die Blüte der Intelligenz. Evviva l'arte! Und auch das allgemeine Interesse für sie . . .

Er ging und suchte Inspiration für die „Sonne", tausend Zeilen um siebzig Rubel.

So versunken war er in seine Gedanken, daß er nicht sah, was rings um ihn geschah. Er sann und sann und sann, oder vielmehr, war bemüht, etwas zu ersinnen. Plötzlich stolperte er und erwachte.

Rings um ihn Getreidefelder, wie ein goldener Wasserspiegel. Wohin der Blick reichte, Fluren, unabsehbare Fluren, zum Himmel glänzend, eine Unermeßlichkeit von Getreidefluren. Und in diesem Spiegel, in dieser unendlichen Flut von Glanz und Licht, scharlachroter Mohn, blaue Kornblumen, grüne Raine und Bauern in weißen Hemden und gelben, in der Sonne schimmernden Strohhüten, und Weiber mit grellen rot und gelben Tüchern auf dem Kopfe, in weißen Hemden und roten Röcken. Stählerne, silberglänzende Sicheln klingen und glitzern in ihren Händen; die einen mähen, die anderen binden Garben. Hier ziehen Ochsen einen riesigen Leiterwagen, dort zupfen losgeschirrte Pferde Grashalme vom Rain; Kinder balgen sich, schreien, andere schaukeln die Kleinen in Tüchern, die zwischen zwei Pfählen hängen — überall Leben, überall Bewegung — die Weizenernte. Und über alledem Lerchen und Sperlinge, und die riesige, strahlende, grelle Sonne am hellblauen unbeweglichen Himmel

Er sah hin, sah — und verspürte Hunger und gleichzeitig Ermüdung. Als er stolperte, erwachte er wie aus einem Traume.

Er blieb stehen und schaute.

---

*) Pseudonym des Alexander Glowacki — nebst Sienkiewicz der berühmteste polnische Schriftsteller der Gegenwart. K. Prz.-T.

O, wie schön ist die Welt! . . . Welches Wunder! . . . Welch ein Zauber! . . . Dieses Meer von Aehren, diese roten und blauen Blumen, diese buntfarbigen Menschen mit den Sicheln in der Hand, diese Wagen, Ochsen, Pferde, Kinder, Tücher — und diese riesige Sonne am hellblauen unbeweglichen Himmel! . . . Welch' göttliches Bild! welche Poesie! welch' engelsgleiche Idylle... Wenn jetzt Gott am Himmel erschiene und die Welt segnete: wäre das seltsam? Sind das nicht Diener Gottes hier auf den Fluren? Könnte jetzt nicht Christus herabsteigen zwischen diese Menschen, diese Aehren, und sich niederlassen auf eine Garbe inmitten seiner Gläubigen, Kindern die Köpfchen streicheln und ihnen Sprüche vom Weizen und Unkraut verkünden?

Und könnte aus der Mitte dieser Felder und Menschen nicht wieder die Botschaft ausgehen, daß Blinde sehen, Lahme gehen, Tote auferstehen und den Armen das Evangelium gepredigt wird?...

Und über alledem diese Sonne . . . die Sonne . . . „Die Sonne", sieben Kopeken pro Zeile, tausend Zeilen siebzig Rubel... der Redakteur des „Wenn's nur geht" . . . eine Anweisung für die Administration . . . Fräulein Eva in Szczawnica . . . Vanille-Likör zum Abschied . . . zwei Wochen ohne Russen . . . Nachtessen zu einem halben Rubel . . . Christus, weiß, mild, friedvoll, übermenschlich weise und übermenschlich gütig, auf der Garbe inmitten des glänzenden Spiegels der Getreidefluren, zwischen den Schnittern mit Sicheln, und oben der Himmel, und eine Stimme aus demselben: „Dieser ist mein vielgeliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe . . ."

In diesem Augenblick ergriff ihn etwas, dieses „Etwas", das schöpferische Geister ergreift, wenn sie fühlen, daß sich ihre Seele nicht mit „Engels-", doch aber mit „Adlersfittichen" beschwingt. Er wandte sich um, wollte nach Hause eilen, möglichst schnell, möglichst schnell, daß nur die Inspiration nicht verfliege, und sie ist doch scheu wie ein Schmetterling, den der Schatten eines vom Winde sanft gewiegten Astes verscheucht . . . Er wollte laufen — so viele Meilen — da rasselt ein Wagen Ein Bauer in langem Leinenkittel fuhr mit ein paar guten Braunen gegen die Stadt. Wenn er sich so aufsetzte — er ist so ermüdet, so hungrig, hat so viele Meilen vor sich und er möchte so gerne sich augenblicklich an die Sonne machen, diese Sonne, die einst eine zweite Wiedergeburt der Welt, eine völlige und vollkommenere sehen wird, aus der Mitte der Getreidefluren und Schnitter . . . Bis er die Stadt erreicht, ist der Abend da . . . er wird so müde sein, auf's Bett sinken die Inspiration kann vorübergehen . . .

„He, Landsmann!" ruft er den Bauer an.

„Was?"

„Möchtet Ihr mich in die Stadt mitnehmen?"

„Warum den nicht? Was gibt der Herr? denn ich muß tüchtig vom Wege abweichen."

Zytniewicz wurde verlegen — er schob unmerklich die Hand in die Tasche: die Brieftasche war da, aber darin . . .

„Wie viel wollt Ihr?"

Der Bauer kratzte sich hinterm Ohr:

„Ich weiß doch, daß ein solcher Herr mir nicht unrecht tun wird. Er wird mich doch etwas verdienen lassen."

Da schien es nicht schicklich, weiter zu fragen, aber zu Fuß gehen, weil der Bauer für seinen Umweg nach der Stadt etwa einen Rubel verlangen würde, hinter dem Wagen hergehen? . . .

„Gut. Wir werden schon an Ort und Stelle abrechnen." Er setzte sich auf.

Es fährt also solch ein „Herr"! Den Magen hat er ganz leer, aber den Kopf voll — den der Augenblick wird kommen, wo aus der Mitte der Getreidefluren und Schnitter die Botschaft ausgeht, daß das Evangelium verkündet wird. . . Und wiedergeboren wird die Welt, von den Toten auferstehen . . Friede wird herrschen unter den Menschen, die guten Willens sind, und das wird geschehen im Glanze der Sonne. . . der Sonne. . . „Der Sonne". . . Sieben Kopecken pro Zeile . . . Szczawnica. . .

Da rasselte auch schon der Wagen auf dem Pflaster. Zytniewicz fuhr zusammen, als hätte er eine Schlange erblickt. Die Brieftasche war da, aber darin nur ein „Gulden" — fünzehn Kopeken. . . Worauf hatte er sich denn verlassen, als er sich aufsetzte? . . . Wohl auf seine vierundzwanzig Jahre und seine „Zukunft". . . Was tun? In der Redaktion war niemand mehr, der „Wenn 's nur geht" schloß die Arbeit um zwei Uhr, er konnte also weder um einen Vorschuß bitten, noch von jemandem einen „Rubel bis morgen" ausleihen. . . Was tun? Teufel, welch ein Leichtsinn! . . Die fünfzehn Kopeken geben? . . . Vor allem heißt das, bis morgen nichts essen, und das sind doch immer noch vier Würstchen und zwei Semmel; und dann, wie kann man dem Bauer für einen solchen Weg fünfzehn Kopeken geben? . . . Er hat vielleicht bei zwei Meilen zugelegt . . .

„Wo soll ich vorfahren?" fragt der Bauer.

Den jungen Mann ergriff Verzweiflung — plötzlich . . .

„Hier!" schrie er, als sie an einem Durchhaus vorüberkamen.

„Prrr! . . . Hoj! . . ."

„Da habt Ihr, Väterchen, vorläufig einen Gulden*). Ich geh' nur hinauf, Geld holen. Ich habe — nur Zehnrubelscheine da. . . Ich dank' Euch sehr. . ."

„O, schon gut, schon gut, ich werde warten."

. . . . . Der Bauer sah das eine Schild an, dann das zweite, dann die Scheiben der Auslagen, dann das Trottoir, dann die Gasse, endlich stieß er einen Fluch hervor:

---

*) Fünfzehn Kopeken werden in Russisch-Polen ein Gulden genannt.

„So ein Herr! Ein schöner Herr! Daß ihn das Fieber schüttle!*) Einen Gulden hat er gegeben! So ein Herr!“ Er spuckte in die Hand und schwang die Peitsche; Hektor Zytniewicz hingegen stürzte in das Tor wie sein berühmter Namensvetter einst in das skäische auf der Flucht vor Achilles, er lief von einer Gasse in die andere, bis zu seinem Hause, zitternd vor Angst, hinter sich Wagengerassel und den Ruf zu hören: „Hej! Herr! Herr! wo bleibt mein Lohn?!“ — und im Kopfe wirbelte ihm die Sonne. „Die Sonne“, siebzig Rubel, Szczawnica, Fräulein Eva, die Wiedergeburt der Welt, Getreidefluren, Schnitter. . . Und dann kam ihm in den Sinn, daß der Bauer doch ein Paar Pferde hatte, er aber die vier Knackwürste und zwei Semmeln, je zwei zum Nachtmahl und zum Frühstück nicht verzehren würde — und Tränen kamen ihm in die Augen, einem „solchen Herrn“. . .

*) Gebräuchliche Verwünschung.

Rundschau.

Zu beiden Seiten der Leitha.

Die Pfade, die die Ministerpräsidenten der beiden Reichshälften wandeln, sind recht dornenvoll. Von der Krone beauftragt, die Gemeinsamkeit der beiden Reichshälften unter allen Umständen aufrecht zu erhalten, sehen die beiden Kabinetschefs sich Parlamenten gegenüber, die bewußt oder unbewußt auf die Trennung lossteuern. Diesseits der Leitha vollständige Apathie des Parlaments, jenseits der Leitha eine revolutionäre Bewegung, die immer weitere Kreise zieht; nirgends Rücksicht auf die täglichen Bedürfnisse des Staates; überall Unlust, die nur ein scharfes Wort, das über die Leitha gesprochen wird, momentan zu verscheuchen vermag. Aber ist dieser Zustand abnorm, rätselhaft? Nein, die unklaren Verhältnisse, die der 1867er Ausgleich in vielfacher Beziehung geschaffen hat, haben sich bis zu dem kritischen Punkte entwickelt, wo eine Klärung eine endgiltige Auseinandersetzung unerläßlich ist, und auf diese konzentriert sich naturgemäß, was in Oesterreich an politischer Lebenskraft noch vorhanden ist, während in Ungarn alle Hoffnungen und Sorgen demselben Gegenstand sich zuwenden.

Hatte unter diesen Umständen der österreichische Finanzminister Herr v. Böhm wirklich gehofft, dem am November wiederversammelten Abgeordnetenhause durch sein finanzielles Exposee irgend welches Interesse abzuringen? Kaum zwei Dutzend Abgeordnete hörten ihm zu; warum sollten auch die „Unverantwortlichen" nicht über die langweilige Ziffern-Sprache des Finanzministers erhaben sein, die sie überdies zu neun Zehntel — zu ihrer Entschuldigung sei es gesagt — gar nicht verstehen. Und doch ging aus den Mitteilungen Herrn v. Böhms ebenso, wie aus den Schlußziffern des Budgets und dem kurz zuvor erschienenen Ausweise über die Steuereingänge in den ersten neun Monaten des laufenden Jahres klar hervor, daß die Elastizität unseres Budgets völlig verschwunden ist, und zwar nicht nur in bezug auf alle außergewöhnlichen Ausgaben, sondern auch in bezug auf die natürliche Steigerung des Bedarfes.

Und der Grund dieser Erscheinung? Die Antwort lautet kurz und bündig: Stockung der Gesetzgebung im allgemeinen infolge der gesunkenen Lebenskraft des Parlaments, und Unsicherheit unserer wirtschaftspolitischen Beziehungen zum Ausland und zu Ungarn im Besonderen.

Es war ganz begreiflich, daß der Ministerpräsident Dr. Koerber sofort an die Erklärungen des Finanzministers anknüpfte, um die Erledigung des Ausgleiches zu urgieren, allein er predigte tauben Ohren. Die Zeitungen verzeichneten am Schlusse seiner Rede „eisige Stille“. Der Ausdruck scheint mir schlecht gewählt, richtig sollte es heißen „öde Teilnahmslosigkeit“. Die war es in der Tat, denn auch eine „eisige Stille“ setzt ebenso wie „Beifall“ und „Mißfallen“ einen bestimmten Willen voraus, den aber das Abgeordnetenhaus nicht besitzt. Wie stellen sich denn die parlamentarischen Parteien eigentlich zum Ausgleiche mit Ungarn? Ihre Reden und ihre publizistischen Organe bringen darüber keinen genügenden Aufschluß und darum soll es einmal offen gesagt sein. Alle slavischen Parteien billigen oder mißbilligen der Ausgleich mit Ungarn, je nachdem sie dafür bezahlt werden; die Polen durch budgetäre Konzessionen, die Tschechen und Südslaven durch nationale. Für sie ist nicht der Inhalt des Ausgleiches maßgebend, nicht die Rücksichten auf die wirtschaftlichen und politischen Folgen, mit denen sein Schicksal verknüpft ist, sondern lediglich der hiebei herauszuschlagende Sonderprofit. In den Deutschen steckt dagegen noch ein Rest des alten österreichischen Staatsbewußtseins. Sie fühlen noch dunkel, daß Oesterreich-Ungarn doch etwas mehr ist als ein rein geographischer Begriff, daß sein Bestand eine Notwendigkeit in dem politischen System Europas ist, an dessen Aufrechterhaltung das Deutschtum ein sehr wesentliches Interesse hat; allein das böse Beispiel der slavischen Parteien und eine schwankende Politik von oben hat ihren guten Willen verdorben und eine gewissenlose Agitation von unten das übrige getan, um auch in ihnen den Gedanken rege werden zu lassen, daß eine Isolierung ihrer nationalen Interessen ihrer Verbindung mit denen des Gesamtstaates und der Dynastie vorzuziehen sei. So zwischen zwei widersprechenden Anschauungen schwebend, sähe die Mehrheit der deutschen Abgeordneten die Erneuerung des Ausgleiches mit Ungarn sehr gerne, allein sie scheut davor zurück, sich dafür zu exponieren; die Deutschen wollen das Recht für sich in Anspruch nehmen, gegen eine Maßregel zu stimmen, die sie selbst wünschen. So wird die „eisige Stille“, die der Ausgleichsrede Dr. v. Körbers folgte, erklärlich; sie war der sehr prägnante Ausdruck der Unfähigkeit des Abgeordnetenhauses, die Ausgleichsfrage sachlich zu behandeln. Diese Erscheinung mag den ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Tißa wohl mit veranlaßt haben, schon am nächsten Tage den Versuch zu machen, durch einen heftigen Vorstoß gegen Oesterreich die Obstruktion im ungarischen Reichstage zu besänftigen. Graf

Tisza hat den Weg von einem einfachen Abgeordnetensitze zum Fauteuil eines Ministerpräsidenten in einem Sprunge zurückgelegt. Sein von Natur aus herrisches und heftiges Temperament ist durch keine Stellung, die ihm Rücksichten auf andere auferlegt hätte, gemildert worden. Er wurde von seinen Freunden angekündigt als ein Mann der Tat, des raschen Zugreifens; allein sein Mißgeschick wollte es, daß er sich als solcher zuerst nicht gegenüber der Obstruktion im ungarischen Abgeordnetenhause, sondern gegenüber Oesterreich erweisen sollte, ohne damit zu reussieren. Herr v. Koerber schien vereinsamt zu sein und die Gelegenheit für den Grafen Tisza günstig, den „verfluchten Kerl" zu spielen und durch einen kühnen Handstreich seine parlamentarische Position zu sichern. Unter dem Beifalle des ganzen ungarischen Abgeordnetenhauses erklärte er am 18. November nach einer persönlichen Invektive gegen Herrn v. Koerber, daß der österreichische Ministerpräsident auf dem Gebiete des ungarischen Staatsrechtes ein Fremder sei, weshalb er ihn darüber belehren müsse, daß kein Zweifel darüber bestehen könne, daß in Ungarn wann immer die Bestimmungen des ungarischen Ausgleichsgesetzes verfassungsmäßig geändert werden können. Indem Graf Tisza auf diese Weise sein ministerielles Programm kurzer Hand mit dem des Neunerkomitees zu vertauschen suchte, errang er sich zwar den ungeteilten Beifall des Grafen Apponyi, bewirkte aber andererseits die Ralliierung des österreichischen Abgeordnetenhauses, so daß Herr v. Koerber, des Erfolges sicher, mit eben so viel Ruhe als Eleganz den Streich parieren konnte und dadurch den Grafen Tisza nötigte, die Position, die er im Sturm zu nehmen gedachte, wieder aufzugeben und sich auf sein altes ministerielles Programm zurückzuziehen.

Der Zwischenfall war damit erledigt, und die beiden Parlamente konnten zu ihrer gewohnten Beschäftigung zurückkehren, mit wenig Witz und viel Behagen die Zeit totzuschlagen. In Wien braucht das die Regierung nicht anzufiechten, da die österreichischen Delegationsmitglieder bereits gewählt sind und mithin kein unaufschiebbares Geschäft zu erledigen ist; pressanter hat es dagegen Graf Tisza. Rekruten-Kontingent, Budgetprovisorium, Delegationswahlen und Ermächtigungsgesetz zur Eröffnung der Handelsvertragsverhandlungen mit Italien sollen noch vor Weihnachten erledigt werden. Graf Tisza wollte zu diesem Zwecke der Obstruktion mit einer scharfen Handhabung der Geschäftsordnung und Arrangierung von Doppelsitzungen auf den Leib rücken. Graf Apponyi widerstrebte diesem Plane, bis nach einigen Tagen „technischer Obstruktion" zwischen Tisza und Kossuth ein Friede zu Stande kam auf Grund einer Erklärung Tiszas, die seine staatsrechtlichen Depositionen vom 28 Oktober d. J. zwar verschärften, jedoch nicht abänderten. Darnach sei für die Gestaltung der ungarischen Gesetzgebung im allgemeinen also auch für die innere Organisation der Armee einschließlich der Festsetzung der Kommandosprache lediglich der „Wille der Nation"

maßgebend, der den Willen des Parlamentes und den des Königs einschließe. — Diese Interpretation ist eine rein ungarische Angelegenheit, die Oesterreich erst dann beschäftigen könnte, wenn man in Ungarn tatsächlich an die einseitige Abänderung des ungarischen Ausgleichsgesetzes gehen sollte. Für Oesterreich ergäb sich dann die Nodwendigkeit der Trennung von Ungarn.

J. Br.

Weltpolitik.

Die üblen Vorhersagungen, die noch im Sommer den Ausbruch des Krieges auf der Balkanhalbinsel als unmittelbar bevorstehend verkündeten, haben sich nicht erfüllt. Die befürchtete Katastrophe ist nicht eingetreten und die Pessimisten erwarten jetzt vom Frühjahre, was der Herbst nicht gebracht hat. Vorläufig hat man also noch wenigstens vier Monate Ruhe, und der starke Interessement Rußlands an ihrer Erhaltung bildet eine immerhin nicht zu unterschätzende Bürgschaft für die Zukunft. Auf die Störigkeit des Sultans in Sachen der Mürzsteger Beschlüsse ist nicht zu großes Gewicht zu legen. Es gehört zu den diplomatischen Traditionen der Pforte, vor der Genehmigung auch der ihr selbst als unvermeidlich erkannten Reformen alle Mittel der Verzögerung zu erschöpfen. Der Sultan wird die von Oesterreich-Ungarn und Rußland auf Grund der Mürzsteger Konferenzen geforderte Erweiterung des Reformprogramms akzeptieren, je länger er damit aber zögert, desto mehr wird das Ansehen der Pforte geschädigt werden, weil die schließliche Einwilligung den Anschein einer diplomatischen Niederlage erhalten wird. In dem ersten Augenblicke mochte man in Konstantinopel vielleicht hoffen, daß das Mürzsteger Programm bei den anderen Mächten Widerspruch erfahren werde und damit der Pforte die Möglichkeit geboten würde, gestützt auf einen Teil der Konstantinopler Diplomatie, erfolgreich zu opponieren. Auch die russische Diplomatie mochte Aehnliches befürchtet haben, jedenfalls trug sie Sorge dafür, daß durch die Tatsachen der Reise Lamsdorffs nach Paris und der Zusammenkunft des Zaren und des deutschen Kaisers in Wiesbaden, sowohl in Konstantinopel wie in London, wo man am ehesten die Kreise der russischen Orientpolitik zu stören geneigt ist, der Eindruck hervorgerufen werde, daß Rußland sich nicht nur in vollständiger Uebereinstimmung mit Deutschland befindet, sondern auch auf seinen französischen Verbündeten zählen könne, die Annäherung der Westmächte mithin für die Entwicklung der Balkanfrage ohne jede praktische Bedeutung sei.

Rußland will die Aufrechterhaltung des Friedens auf der Balkanhalbinsel; es bewegt sich damit auf einem Boden, auf dem es Oesterreich-Ungarn die Hand reichen kann, und die Lage an dem entgegengesetzten Endpunkte des Zarenreiches im fernen Osten setzt es außer allen Zweifel, daß Rußlands Kräfte auf Jahre hinaus in diesem Teil der Welt engagiert sein werden, die Petersburger Diplomatie also im europäischen Osten alles aufbieten wird, um Explosionen zu verhindern. Die Nachrichten, die aus Ostasien kommen, wollen allerdings genau geprüft sein. Man darf nicht vergessen, daß der überseeische Nachrichtendienst sich auch heute noch zum größten Teile in englischen Händen befindet. Jedenfalls wird die europäische Presse durch diesen Kanal gespeist. Die alamierenden Nachrichten, die in der letzten Zeit über Kriegsabsichten Rußlands im fernen Osten verbreitet waren, waren englische Mache. Rußland hatte und hat auch heute noch gar keinen vernünftigen Grund, einen Krieg in Ostasien zu wollen, sondern im Gegenteil alles Interesse daran, einen solchen zu verhindern. Si vis pacem para bellum; womit aber keineswegs gesagt sein soll, daß Rußland Friedensliebe es auch nur einen Augenblick abhalten wird in seiner Politik der Expansion innezuhalten. Rußland hat auf friedlichem Wege die Mandschurei erobert, die diplomatischen Akten darüber sind geschlossen; nunmehr handelt es sich um Korea, eine Halbinsel augenblicklich nur von sehr geringem wirtschaftlichen Werte, hervorragend jedoch durch seine strategische Bedeutung, die für Rußland, das heute im fernen Osten noch keinen einzigen eisfreien Hafen besitzt, durch die prächtigen natürlichen und eisfreien Häfen erhöht wird. Zwischen Japan, China und Rußland gelagert, bildet Korea den Punkt, den der besitzen muß, der Ostasien beherrschen will. Für Japan im besonderen bildet Korea die letzte Vormauer gegen das sich rastlos vorwärts schiebende russische Reich. Seit Jahr und Tag weiß man in Japan, daß man Koreas wegen einst mit Rußland das Schwert wird kreuzen müssen, allein den günstigen Zeitpunkt dafür hat man bereits versäumt. Vor einem Jahre, noch zu Anfang des heurigen Sommers hätte Japan sich militärisch sehr stark im Vorteil befunden. Seitdem hat Rußland fieberhaft an der Konzentration erheblicher Streitkräfte zu Land und zu Wasser gearbeitet, so daß es heute bereits imstande ist, im Falle des Ausbruches eines Krieges einen entscheidenden Zusammenstoß solange hinzuhalten, bis es durch Heranziehung weiterer Streitkräfte Japan an die Wand drücken kann.

Allerdings hat Japan einen Bundesgenossen, England, allein russenfeindliche Zeitungsartikel und diplomatische Note dürfen die einzigen Subsidien sein, die es von der Themse erhalten wird. Und die Vereinigten Staaten, die bis zu einem gewissen Grade mit Japan gleiche Interessen haben? Panama liegt ihm momentan näher als Korea, und die von langer Hand vorbereitete Sprengung der kolumbischen Republik nimmt seine Aufmerksamkeit mehr in Anspruch, als die Not der Japaner. Die Monroe-Doktrin hat

unter Roosevelts Händen eine ganz gründliche Veränderung erfahren. Ursprünglich lautete sie: „Amerika den Amerikanern!" heute bedeutet sie: „Amerika den Vereinigten Staaten." Mit Kuba wurde der Anfang gemacht, Panama heißt die Fortsetzung. Und Panama ist wichtiger als Kuba. Die Washingtoner Regierung betrieb die Losreißung Panamas von Kolumbien, um sich den Panama-Kanal zu sichern, denn die neue Republik kann ihrer ganzen Entstehung nach nichts anderes sein, als eine Agentur der Vereinigten Staaten. Da politische Fragen nicht Rechts-, sondern Machtfragen sind, ist gegen dies Vorgehen der Union kaum etwas einzuwenden, allein es zerstört das pan-amerikanische Ideal und charakterisiert die Politik der Vereinigten Staaten als eine Politik nüchterner Interessen, die mit eisernem Griffe die zentral- und südamerikanischen Staaten unter die Führung der Union zu bringen und sie damit zum Ausbeutungsobjekte der Millionäre aus dem Norden zu machen sucht.

Das ist übrigens nichts Neues, die Monroe-Lehre enthielt bereits die Keime dieser Entwickelung und Chamberlains Pläne sind im Wesentlichen die Reaktion auf die Expansionsbestrebungen der Vereinigten Staaten. Die straffe Zusammenfassung Großbritaniens und seiner Kolonien zu einem einheitlichen Wirtschaftsgebiete, bewehrt durch Schutzzölle, würde allerdings die amerikanische Produktion und damit die ökonomische und politische Leistungsfähigkeit der Vereinigten Staaten ungemein hart treffen; allein wird Chamberlain sein Ziel erreichen? Wenn einer der lebenden englischen Staatsmänner imstande ist, solches durchzusetzen, so ist er es. Ein „man of fact", wie selten ein Parlamentarier, verbindet Chamberlain in seiner Natur Tatkraft, volkstümliche Rednergabe, sowie die der Agitation mit einem reichen Wissen und einer durchaus auf das Praktische gerichteten Denkweise, kurz alle Qualitäten, deren ein Staatsmann bedarf, um ein Land einer so tiefeingewurzelten Ueberzeugung zu entwöhnen, wie es in England die Lehre Cobdens ist. Chamberlain mag uns seit dem Burenkriege nicht sympathisch sein, allein er ist trotzalledem der bedeutendste lebende Staatsmann Englands. Allerdings wirkt unter seinen Landsleuten der Zauber seiner Persönlichkeit weit stärker, als der Inhalt seines zollpolitischen Programmes, und das ist in dem klassischen Lande des Parlamentarismus eine äußerst charakteristische Erscheinung. „Men not measures" heißt ein englisches Sprichwort aus jener guten alten Zeit englischen Verfassungslebens, wo dieses von den Albernheiten Rousseaus und Montesquins noch frei war und die politischen Individualitäten noch nicht in dem zähen Schleime parteiprogrammlicher Politik erstickt waren. Ihr Bankerott läßt allerwärts die Völker wieder nach starken Persönlichkeiten ausschauen, in dem richtigen Instinkte, daß sie es besser als Parteien verstehen, zu führen und zu schaffen. Nach dem abgeschmackten demokratischen Gleichheitsdusel kommt in der Politik

der persönliche Moment — im guten Sinne — wieder mehr zur Geltung; die politische Individualität beginnt wieder über die Schablone zu siegen; man verzeiht heute in England nicht nur Chamberlain einen Schritt, der vor wenigen Jahren noch als Verbrechen an den heiligsten Ueberzeugungen des Landes verurteilt worden wäre, sondern man befreundet sich mit seinen Ideen, um des starken Mannes willen, der sie propagiert, und dem man vertraut, weil er eine „Persönlichkeit" ist. Julius Patzelt.

Theater.

Deutsches Volkstheater, Maria Theresia, Lustspiel von Franz von Schönthan. Endlich ist das von den Reklametrommeln in allen Tonarten verkündete Stück erschienen. Man war natürlich sehr gespannt, die große Kaiserin auf der Bühne zu sehen — oder vielmehr Frau Schratt, die Darstellerin der Titelrolle, mit deren Kostüm und Brillanten sich die verschiedenen Ankündigungen am meisten beschäftigten; — sogar der Wert der Brillanten wurde der aufhorchenden Damenwelt ziffermäßig bekanntgegeben. Dieses Vorspiel vor dem Theater war von vornherein kein günstiges Zeichen für den literarischen Wert des Stückes. Ich glaube auch kaum, daß Herr von Schönthan beabsichtigte, ein historisches Stück von besonderer Bedeutung zu schreiben; er sah eine Schauspielerin, die früh von der Stätte ihres Ruhmes geschieden ist, er kannte ihre anmutige Art, wienerische Gemütlichkeit und vornehme Haltung zu verbinden; so liegt die Vermutung nahe, daß wir es mit einem „auf den Leib" geschriebenen Stück zu tun haben.

Der Inhalt des Lustspiels besteht darin, daß Maria Theresia ihren Gatten Franz von Lothringen liebt, ihn eifersüchtig überwacht und überwachen läßt, alle ihre Handlungen nach dem Leitmotiv der Eifersucht vollführt und schließlich — wahrscheinlich aber nur vorübergehend — überzeugt wird, daß Herzog Franz von der denkbarsten Unschuld ist. Da aber die Kaiserin des Stückes eigentlich als unheilbare Eifersuchtskranke gezeigt wird, muß der gutgläubige Zuschauer annehmen, daß die Eifersuchtskomödie ihren Abschluß nur für den Theaterabend gefunden hat und das ganze tatenfreudige Leben der großen Kaiserin nur ihrer Liebe und Eifersucht geweiht war. Was wir von Handlungen der Kaiserin in dem Stück sehen, ist nur ein Ausschluß dieser beiden Zustände oder — soll ich sagen: Krankheiten? Daß sie in Schönbrunn vier Tage schmollt, daß sie von Schönbrunn nach Wien fährt, daß sie Mannschaften und Offiziere der Burgwache einsperren läßt, die berüchtigte Sittenkommission ins Leben ruft und wieder auflöst und das Eheglück Metastasios gründet, das alles hat seine Ursache in der Liebe und Eifersucht der Kaiserin. Es ist nicht zu glauben, daß ein Zuschauer unter den vielen Theaterbesuchern war, der nichts vom Leben und den Taten Theresias gewußt hätte. Wäre aber ein solcher dagewesen, er hätte die gewiß berechtigte Frage tun müssen: „Ja, hat denn die Kaiserin nichts zu tun gehabt?"

Von der Macht ihres Geistes, von ihrer wahrhaften Majestät, ihrer umfassenden Bildung und ihrem scharfen Verstand gibt es im ganzen Stück kein Zeichen; denn was Kaunitz zu Anfang des ersten Aufzugs von der Kaiserin lobend erzählt, geht — weil eben erzählt und nicht dargestellt wird — sofort wieder verloren. Daß die Kaiserin bei ihrem Auftreten wienerisch, französisch, ungarisch, lateinisch und hochdeutsch spricht, soll wohl ihr Wissen bekunden, erscheint aber als eingelernte Phrase. Es muß jedoch ehrlich zugegeben werden, daß es Schönthan verstanden hat, ein hochgemutes anmutiges Weib, das unter der Herrschaft einer echt weiblichen Leidenschaft steht, zu zeichnen; nur ist dieses Weib nicht die Kaiserin Maria Theresia.

Ungleich besser ist die Gestalt des Großherzogs Franz gelungen, nur ist dieser, wie schon gesagt, mit so viel Unschuld begabt, daß dies unglaubwürdig ist. Die schwierige Stellung, in der sich der Großherzog als der Gatte einer Kaiserin, die seinerseits keinen Einfluß auf die Geschäfte des Staates, ja nicht einmal auf das Hofzeremoniell duldete, befand, ist mit Zartgefühl gekenntzeichnet; und es ist ein guter Einfall Schönthans, den Großherzog nicht immer als den „Mann seiner Frau" zu zeigen, seine mitleidenswerte Rolle etwas mit hausherrlichem Willen zu verbrämen und ihm zum Schluß gerade so viel männliche Festigkeit zu geben, daß er die schöne Widerspenstige zähmt, so daß es ihr ein Herzensbedürfnis wird, die aufgezogenen Schubladen und die durcheinander geworfenen Pölster seines Arbeitszimmers, in dem sie nach Andenken an süße Schäferstunden gesucht hat, höchsteigenhändig wieder in Ordnung zu bringen. Freilich ist der Großherzog nur eine Miniaturausgabe des Petruchio; dieser hatte es aber auch leichter, er hatte nur die Tochter eines Edelmanns aus Padua zur Frau, und keine Kaiserin. Immerhin erscheint mir der Großherzog Franz als die beste Figur des Stückes; Herr Kutschera, der den Großherzog spielt, nimmt freilich einen Teil dieses Verdienstes mit in Anspruch; er ist würdevoll und wehmütig schalkhaft in den Augenblicken seiner Demütigung, von angenehmer Ruhe im Augenblick seines Sieges.

Zu weiteren Versuchen, die Personen des Stückes in historischer Weise zu charakterisieren, kommt es nicht. Es sei denn, daß es als Charakterisierung aufgefaßt wird, wenn Kaunitz sich in einer ängstlich verschlossenen Sänfte und in einen großen Mantel gehüllt an einem schönen Maientag ins Schönbrunner Schloß tragen und Fenster und Türen schließen läßt, ehe er auszusteigen geruht, vor Kälte fröstelt und die Hände in einen großen Muff steckt, welche Charaktergaben Schönthan der seligen Louise Mühlbach abgelauscht hat. Hiermit begnügt sich der Schönthanische Kaunitz. Nach den ersten Worten, die er mit der Herzogin Charlotte spricht, legt er auch den Muff beiseite, wird ein ganz gewöhnlicher steifer Herr und verzichtet auf jeden weiteren Versuch, „historisch" zu sein. Die Oberstthofmeisterin Gräfin Fuchs, die Frau Thaller übrigens mit ergötzlicher Komik und Schärfe spielt, ist die herkömmliche groteske Figur, wie solche eine Schwank — Oberstthofmeisterin in der Regel zu sein pflegt.

Wo aber ist der Geist all dieser historischen Persönlichkeiten, die der Theaterzettel aufzählt, wo ist der Geist der Zeit, der unter der Regierung Maria Theresias verjüngt durch die Kraft und menschliche Teilnahme einer seltenen Frau langsam über Österreich zog und seine Schwingen zu entfalten begann? Schon damals spürte man das erste Nahen der menschlichen Geistesfreiheit, die heute

in Presse und im gesprochenen Wort ihr Triumphe feiert. Wo ist der Kampf, der damals noch zwischen einer spanischen Hof- und Menschenordnung und der herandämmernden neuen Zeit bestand? Mit Ausnahme der Sittenkommission, der Popanz eines Sittenkommissions-Hofrates saft- und kraftlos repräsentiert, ist in dem Stücke nichts von jenem Kampf, nichts von jener Zeit zu finden. Vieles, was die große Kaiserin in Übersehung jener Menschenrechte getan hat, ist anfechtbar. Schönthan ist in dieser Hinsicht jeder Auseinandersetzung geflissentlich aus dem Wege gegangen; vielleicht wollte er das Bild seiner Kaiserin nicht dadurch trüben, daß er sie in die Welt dieses Kampfes führte; er hat den Kampf des Herzens vorgezogen. Und doch wäre der großen Kaiserin kein Abbruch geschehen, wenn sie in politizis ein wenig als Kind ihrer Zeit gezeigt worden wäre; hat sie sich doch redlich bemüht, mit mancher Unwürdigkeit, mit der Barbarei des spanischen Regiments zu brechen, und das zu einer Zeit, wo sie als die erste die Wirksamkeit der bedrohten pragmatischen Sanktion erproben sollte. Sie konnte nicht anders, ebensowenig wie ihr großer Nebenbuhler Friedrich von Preußen. Beide waren sie, trotzdem ihr Geist vorauseilte, Kinder ihrer Zeit. Das ist Schicksal, kein Makel, und braucht deshalb auch nicht mit dem Getändel einer Liebesintrigue verhüllt zu werden.

Daß das Stück gefällt, ist der vorzüglichen Inszenierung und dem guten Spiel der Darsteller zu danken. Die Regie hat es verstanden, zeitgemäße Bilder vorzuführen und den Hauch der Anmut über alle Szenen zu legen; eines der anmutigsten Bilder des Stückes zeigt zwei kleine Erzherzoginnen, die der kaiserlichen Mama einen Geburtstagswunsch vorsingen und dazu beim Klang eines Spinetts und einer Stockfiedel das zierlichste Kindermenuett von der Welt tanzen. So tänzelt auch das Stück zierlich dahin und man wird erst gewahr, wie wenig es bedeutet, wenn der Vorhang zum letztenmal gefallen ist. Für Leute, die sich harmlos einen angenehmen Abend machen wollen, ist es ein ausgezeichnetes Stück.

Zuletzt soll noch einmal Frau S c h r a t t genannt werden. Sie, die zu früh vom Burgtheater Geschiedene, trägt die Titelrolle bald mit Anmut, bald mit Würde. Schönthan hat einmal d i e s e Kaiserin hingestellt — gut, Frau Schratt folgt seinen Wünschen und spielt die Schönthanische Kaiserin. Der Erfolg des Stückes ist Frau Schratt — und wenn sie mit schalkhafter Anmut aus dem erhabenen Ton in ein bischen Wiener Gemütlichkeit fällt, so ist das Publikum mit Recht entzückt. Frau Schrgtt gibt eben alles, was sie hat, ihrer Kaiserin: ihre stets reizvolle Erscheinung, ihr liebes Lachen, ihre natürliche Kunst, ihr prunkvolles Kostüm und ihre Brillanten.

B u r g t h e a t e r. D e r S t r o m, D r a m a v o n M a x H a l b e. Seit alten Zeiten sind die miteinander verwandten Familien Doarn und Ulrichs an der Weichsel nicht weit vom Meere ansässig. Schwer ist der Kampf der Menschen mit dem Boden und besonders mit dem Strom, der von Zeit zu Zeit sein Eis zum Meere rollt, donnert und braust, die Schutzdämme des Landes zerreißt und Land und Gebäude verwüstet. Der Boden dieses Landstrichs ist schwer zu bebauen, es ist dort viel Sand, Moor, Sumpf und der berüchtigte Mahlauer Bruch, der schon viele Menschenleben gefordert hat. Der Großvater des nun lebenden Doarn-Enkel hat das Ulrichs'sche Anwesen auf besondere Art erworben. Es war wieder die Zeit des Eisgangs und des Deichbruchs gekommen, der Strom ergoß sich über Ulrichs Land und Gehöft, zerstörte und versandete es, während Doarns

Land und Hof unversehrt blieb. Das war Zufall, Schicksal. Der alte Ulrichs war ruiniert und es war eine Gnade von Doarn, daß er ihm den verwüsteten Besitz um ein geringes abkaufte. Ulrichs starb bald darauf in der Fremde, sein Sohn Reinhold, der Onkel Reinhold des Dramas, kommt in die Familie Doarn. Auch der alte Doarn ist längst tot, nur seine Frau Philippine lebt noch, sie muß über achtzig Jahre alt sein. Auch Doarn der Jüngere ist tot, es sind nur noch die drei jüngsten Doarn, die Enkel der Frau Philippine übrig: Peter, Heinrich und Jakob. Als deren Vater starb, war Peter bereits ein fertiger, starker Mann, Heinrich studierte Ingenieurwissenschaft, Jakob war ein Kind. Alle diese im steten Kampf mit dem Boden und dem Strom lebenden Familien lieben ihren Hof- und Landbesitz und sehen darauf, daß das Erbe ungeteilt dem Ältesten verbleibe. So hat auch Doarn der Jüngere sein Testament zu Gunsten Peters gemacht und die jüngeren Söhne auf den Pflichtteil gesetzt. Wenige Tage vor seinem Tode hat er dies aber bereut, er zog den Knaben Jakob an sich und flüsterte ihm ins Ohr, daß er den Ulrichshof bekommen solle. Faktisch hat er auch ein zweites Testament geschrieben, das das erste widerrief, Peter den Doarnhof, Jakob den Ulrichshof nebst Grundbesitz zusprach und Heinrich mit Geld bedachte. Peter aber hat mit Wissen seiner Großmutter Philippine, die den Doarn'schen Besitz ungeteilt in einer starken Hand sehen wollte, dieses zweite Testament unterschlagen, die schöne und ernste Renate, die einst dem Studenten Heinrich einen Korb gab, geheiratet und lebt nun als Grundbesitzer und Deichhauptmann ein strenges Leben, das bald zwei Kinder verschönern. Heinrich, der Ingenieur geworden ist, ist nach Amerika gegangen und seine anererbte Vorliebe für Strombauten läßt ihn am Mississippi Stromregulierungsbau studieren. Peter mußte Schulden bezahlen, die auf dem Erbe lasten, er kämpft sich mühsam genug durch; hätte er das zweite Testament nicht unterschlagen, wäre er gewiß ruiniert gewesen. So ist für den heranwachsenden Jakob „nichts übrig", er besucht die Dorfschule, „soll die Schweine hüten" und ist mit siebzehn Jahren ein verbitterter, aber intelligenter Junge geworden, der seine Brüder beneidet, sein verfehltes Leben erkennt und Peter, der ihn unfreundlich und streng behandelt, haßt. Und unvergessen sind ihm die Worte seines sterbenden Vaters geblieben, daß er den Ulrichshof erben solle. Die Frage, warum der Vater sein Testament nicht änderte, quält ihn Tag und Nacht. So lebt Jakob unwillig im Hause Peters neben seinem „einzigen Freund", dem Onkel Ulrichs, der das Gnadenbrot genießt und dem der Tröster Schnaps über sein freudloses Dasein, das der Strom seinerzeit verschuldete, hinweghilft. Frühreif, wie Jakob ist, denkt er schon an das Weib, und so kommt es bald, daß der Junge für die schöne Renate, die stets um ihn ist, eine wilde Leidenschaft faßt.

Eines Tages geschieht etwas Entsetzliches. Die beiden kleinen Knaben Peters ertrinken und der verzweifelnde Vater fühlt sich von der Strafe des Himmels getroffen; in diesem Augenblick verliert er seine Selbstbeherrschung und gesteht seiner Frau das begangene Verbrechen. Renate wendet alles auf, um Peter zur Zurückgabe des ungerechten Gutes zu bewegen — umsonst. Kaum sind die Knaben begraben, bereut er sein Geständnis und will nichts von Zurückgabe wissen. Renate trägt nun mit Peter die Last des Testamentsraubes, entsetzt weicht sie von ihm zurück und hört auf „seine Frau" zu sein. Das Aufhören der ehelichen Gemeinschaft vergrößert den Riß zwischen den Gatten und so ist Renate

für das Aufblühen einer neuen Liebe genügend vorbereitet. Dies alles geschieht vor dem Beginn des Dramas. Soviel Handlung muß in dem Stück erst erzählt werden, um es begreiflich zu machen; das ist eine schwere Aufgabe für Dichter und Schauspieler, denn die Lebendigkeit der Handlung des Stückes leidet darunter. Was das Stück selbst an Handlung bringt, ist nicht mehr viel, nur die notwendige Katastrophe: Heinrich kommt zurück, er ist zum Strombaumeister für sein Heimatsland ernannt worden. Der junge, frische und tatkräftige Mann und Renate beginnen einander bald zu lieben. Peters Mißtrauen, sein brutales Gehaben, die Stimme des Gewissens und nicht zuletzt der unbewußte Wunsch, dem heimlich Geliebten zu seinem Erbteil zu verhelfen, veranlassen Renate, Peter neuerlich zu bitten, sein Verbrechen gut zu machen. Da er sich wieder weigert und ihr vorhält, daß sie jahrelang das ungerechte Gut ebenso genossen habe, wie er, schreit sie Heinrich vor Peter den Testamentsraub zu. Da kommt — wir sind im Februar — der Eisgang des Stroms, der gerade in den letzten Tagen bedrohlich gestiegen ist. — Onkel Ulrichs stürzt herein, er schreit: „Eisgang, Eisgang!" Draußen brüllt die entsetzte Menge: „Eisgang, Eisgang!" Und es donnert und knattert der empörte Strom. Der Deichhauptmann rafft sich zusammen und stürzt hinaus. Mit dieser Szene, die voll wilder dramatischer Kraft ist, schließt der zweite Akt. Der Dritte bringt die Schlußkatastrophe. Jakob, der von Peters Verbrechen erfährt und längst bemerkt hat, wie es um Heinrich und Renate steht, stürzt, von blinder Wut ergriffen, zum Damm und beginnt, ihn aufzureißen. Was das bedeutet, weiß jeder, der der Erzählung von dem früheren unheilvollen Dammbruche gefolgt ist. Peter, der Deichhauptmann, eilt, das Unglück zu verhüten, es entspinnt sich ein verzweifelter Kampf zwischen ihm und Jakob und beide stürzen in den Strom. So ist Peter doch noch ehrlich, das heißt in Ausübung seiner Pflicht gestorben. Heinrich kommt zu spät, um das Unglück zu verhüten — er und Renate bleiben zurück. — Dem dritten Akt mangelt das Leben des zweiten Aktes, denn der Zuschauer sieht nichts von dem Kampf auf Leben und Tod, er vernimmt nur die Worte Onkel Ulrichs, der den Kampf schildert; wenn sich hinter der Szene abspielende Ereignisse von einem Schauspieler auf der Bühne geschildert werden — und mag derselbe noch so gut spielen, wie dies Herr Gimnig als Onkel Ulrichs tut — so kann nie eine Wirkung erzielt werden.

So bleibt schließlich das ganze Stück, das so kräftig aufgebaut ist, ohne nachhaltige Wirkung, weil zuviel Geschehenes vor dem Beginn des Stückes liegt und erst erzählt werden muß, was den Gang der Handlung merklich verschleppt, und weil dem Dichter im dritten Akt die dramatische Kraft versagt.

Der „Strom" kann der „Jugend" Halbes nicht als würdig an die Seite gestellt werden. In der „Jugend" schlagen die Flammen zweier liebender Herzen mit elementarer Gewalt zusammen; der Eisgang und das Donnern des Stroms kann diese Gewalt, die im Drama liegen soll, nicht ersetzen. Auch die Stimmung, in die uns der Dichter durch zahlreiche Sonnenblicke, durch Wolkengeflatter und alle Möbel versetzt und die die Regie meisterlich zum Ausdruck bringt, hat nicht, wie in der „Jugend" das Selbstverständliche, das den Zuschauer vom Theater loslösen soll. Auch ist die Symbolik, die herangezogen wird, etwas gewaltsam. Der Strom ist nicht nur das gewaltige Wasser, das die Menschen, die an seinen Ufern leben, beherrscht und sie zu eigenartigen Menschen macht, die stärker und

selbstbewußter sind, als anderswo, der Strom ist auch Symbol. Der alte Ulrichs sagt: „Ich sag' immer, der Strom hat Zeit. Es kann lang dauern, bis er kommt. Aber einmal kommt er, und je länger es dauert, desto sicherer kommt er. Das ist meine Meinung." Das ist's. Der Strom bedeutet neben seiner sonstigen Eigenschaft als Stimmungsmittel einen Grundsatz, den Grundsatz von der Strafe des Himmels, die lange zögern kann, aber sicher kommt.

Neben Herrn Gimnig, der als Onkel Ulrichs schon erwähnt wurde und der eine ausgezeichnete Figur hinstellte, waren Herr Frank als Jakob und Herr Reimers als Heinrich sehr gut; besonders Herr Reimers ist, wenn er einen geraden, tüchtigen und nebenbei auch hübschen Menschen darzustellen hat, was ja meistens der Fall, ist stets mit Vergnügen anzusehen und anzuhören. Fräulein Witt kämpfte mit der Rolle der Renate einen schweren Kampf. Sie war zu finster und trug gewaltige Tragik zwischen den zusammengezogenen Brauen. Sie vergaß das Maß Liebreiz, das Renate, um die sich ja nichts weniger als drei Brüder bewerben, besitzen muß. Herr Nissen (Peter) spielte den kraftvollen, stiernackigen Sünder mit guter Haltung; aber das Kraftvolle liegt ihm nicht, deshalb erschien sein Peter viel zu behäbig, als ihm gut war.

A. O.

Musik.

Die Welt steht im Zeichen des Orchesters. Nur die bedeutendsten Virtuosen können mehr auf Ertrag ihrer Konzerte hoffen, die verschiedenen Kammermusikvereinigungen fristen meist mühselig ihr Dasein und einzig die Orchesterkonzerte finden ein ständiges Publikum. Als ein letzter Rest aus früheren Tagen macht sich noch hie und da ein Operntenorrummel à la Bonci bemerkbar, und auch das wird seltener und seltener. Schade ist dabei nur, daß leider die Liederabende dabei zu kurz kommen. Ich habe mich für die andern geschämt, als Meister Wüllner vor leeren Bänken sang. So weit ist die Masse eben doch noch nicht, daß Wolfsche Lyrik auch nur dem oberflächlichsten Verständnisse begegnete. Heute ist das immer noch Kaviar fürs Volk. Eines ist aber sicher: Pappaninische Hexenkünste und Patti-Triller haben ihre suggestive Wirkung verloren. Die Menschheit scheint mit diesem Gifte bereits geimpft zu sein. Der Blick zu Beethoven hin wird frei.

Die Gründung des Konzertvereins ist ein Symptom dieser Entwicklung gewesen. Das Bedürfnis nach guter Orchestermusik war eben ein allgemeines. Die beiden Zyklen dieses Vereines sind ausverkauft und man wird sich wohl die Frage vorlegen müssen, ob nicht noch ein dritter Zyklus am Platze wäre. Ferdinand Löwe, dieser feine Musiker und echte Künstler, hat sein Orchester in geradezu bewunderungswürdiger Weise herangezogen und sich so ein fast vollkommenes Instrument geschaffen, das jede seiner Intentionen zu verwirklichen imstande ist. Im ersten Dienstag-Konzerte gab es neben den Klassikern Mozart, Beethoven und Wagner eine Novität: Der Zauberlehrling, Scherzo von Paul Dukas nach dem Goetheschen Gedichte. Ein gar ergötzliches Stück! Wie de Besen sich unter dem schwarzen Knurren des Kontrafagotts in Bewegung setzt und ungelenk seine hölzernen Beine regt, wie die Wasserströme rauschen und wie alsdann statt des einen zerschlagenen, zwei Besen in Engführungen sämtlicher

tiefer Holzbläser nebeneinander um Wasser traben: Das ist einfach prächtig gemacht. Es steckt eine Menge erfreulichsten Humors in dem Stücke und ich mußte ein paar Mal über diese famosen Klangwitze und harmonischen Ulke herzlich lachen. Das Publikum hat's nicht verstanden. Auch die zweite Novität: „Londoner Leben" (Cockaigne) von Elgar hat mir sehr gut gefallen. Die Symphonie des Straßenlärms. Das Toben des Verkehrs der Großstadt hat ja etwas Ueberwältigendes. Diese tausend verschiedenen Geräusche vereinigen sich oft zu einem imposanten Klangereignis. Meistens klingt es wie eine ungeheure wirre Begleitung, die auf ein Thema wartet, das über sie hinginge. Das eine derartige Aufgabe nur mit aller möglichen Realistik angepackt werden kann, ist selbstverständlich. Elgar hat denn auch mit allem, was da in einem Orchester Lärm machen kann, nicht gespart und ein Tonbild von greifbarer Anschaulichkeit hingestellt. Vor dieser Novität spielte man Haydns Militärsymphonie, in derem zweiten und vierten Satze neben zwei Hörnlein und ebensoviel Trompetchen auch eine große Trommel nebst Triangel und Becken „einen sehr erschröcklichen Lärmen anheben." So eine Haydnsche Symphonie lacht doch aus allen tausend Fältchen des lieben, alten Großpapagesichtes! Den Anfang des Konzertes machte die kranke Es-dur-Symphonie von Schumann. In müden, zähen Rythmen schleppen sich diese Sätze hin, und das frohe Es-dur will ihnen gar nicht recht von den Lippen. Erst als im vierten Satze die Posaunen im düstern Es-moll von ernsten Dingen zu reden beginnen, greift uns dieses Werk des edlen Meisters ans Herz. Im ersten Mittwoch-Konzerte des Konzertvereines spielte Herr Bela Bartok das Es-dur-Konzert von Beethoven Ein Urteil ist derzeit über ihn nicht zu fällen, da er verurteilt war, auf einem Klaviere zu spielen, das empfindlich tiefer als das Orchester stimmte. So etwas sollte doch nicht vorkommen. Nachher gab es die D-dur-Symphonie von Brahms. Frau Schumann-Heink hat nach fünfjähriger Pause wieder ein Konzert in Wien gegeben. Schade, daß man diese ausgezeichnete Künstlerin nicht auf dem Theater hören kann. Das Liedersingen liegt ihr nicht. Früher hat man das auch von Edyth Walker sagen müssen. Jetzt ist's nicht mehr richtig. Die Walker, die ihren Abschied von Wien im großen Musikvereinssaale feierte, hat ihr Herz entdeckt. Einst war sie im rein Tonlichen gefangen, jetzt hat sie sich freigemacht und singt „Dämmerung senkte sich von oben" und den Fischerknaben von Lißt ergreifend wie wenige. Mit allem Technischen hat sie sich ja von jeher gespielt. Bei richtiger künstlerischer Führung könnte sie sich zu etwas ganz Außerordentlichem entwickeln. Mahler hätte sie führen können, er hat es nicht getan. Mahler hätte sie halten können, er hat sie nicht gehalten. Warum? Wozu? Warum ließ er sie denn vor allem andern ziehn, bevor er Ersatz hatte? Das ist wieder eines jener vielen Rätsel, vor denen derjenige, der diesen einzigen Menschen begreifen will, steht. Im Konzerte der Walker gab es aber außer der Konzertgeberin noch eine Sensation: Gustav Brecher. Ein Oesterreicher — Deutschböhme —, dem sie jetzt in Hamburg zujubeln wie einem neuen, jungen Messias. Der hat nun hier die 3. Leonornouvertüre und den „Tasso" von Lißt dirigiert und das Publikum zu lauten Beifallsausbrüchen hingerissen. Speziell den „Tasso", dieses Wunderwerk griechischer Form, der bislang als schrecklich kompliziert — nichts einfacher als der „Tasso"! — gegolten hat, brachte er so eindringlich, klar und glänzend, daß wohl jeder wenigstens ahnen mußte, daß etwas Großes an ihm vorbeigegangen sei. Brecher

dirigiert meisterlich. Nicht Ruderknecht, sondern Steuermann, begnügt er sich nicht Einsätze zu geben und peinlich seine Viertel zu pendeln, sondern trachtet er durch seine Zeichen den von ihm gewollten Ausdruck den Musikern zu verdeutlichen und sie so seinen Intentionen dienstbar zu machen. Wer's nicht schon wußte, was dieser Brecher für ein ganz besonderer Musikus ist, der mußte aus seinem Dirigieren und aus dem von der Walker gesungenen „Arbeitsmann" erkennen, was er da für eine bedeutende Erscheinung vor sich habe. Julius Bittner.

Sonntag, den 8. November, eröffneten auch die Wiener Philharmoniker den Reigen ihrer Konzerte. Der Dirigenten-Mission, unter welcher diese ausgezeichnete Körperschaft seit dem Abgange Richters zu leiden hatte, sucht man heuer durch Heranziehung berühmter Gastdirigenten beizukommen, welche den alten Glanz dieser Konzerte, die unter Hellmesberger bereits bedenklich zu erblassen drohte, wieder auffrischen sollen. So tief sind wir schon gesunken, daß in der Stadt, in der einst Haydn, Mozart, Schubert, Beethoven und später Brahms, Bruckner und Wolf ihre unvergleichlichen Musterwerke schufen, in der Herbeck, Dessoff und Richter der Dirigentenstab schwangen, der Bedarf an tüchtigen Dirigenten aus dem Auslande gedeckt werden muß. Und warum? Mahler, neben Löwe, der den Konzertverein ins Leben rief, hat sich grollend vom Konzertleben zurückgezogen und sonst — lauter brave, tüchtige Leute, aber keine künstlerischen Individualitäten. Dafür verkünden Mottl in Amerika, Richter in England, Schuch, Weingartner und Nikisch im deutschen Reiche draußen den Ruhm der Wiener Schule, alles Männer, die bei uns zuhause keinen Wirkungskreis finden konnten und erst im Auslande — Richter ausgenommen — zu hohen Ehren gelangten. Aber so sind wir schon einmal und davon sind wir nicht abzubringen: Zuerst lassen wir sie gehen und dann, wenn es zu spät ist und die unvermeidliche Blamage folgt, möchten wir sie wieder haben. Und so müssen wir froh sein, unsere Landsleute wenigstens von Fall zu Fall als Gäste von auswärts bewundern zu dürfen. Und so bewunderten wir diesmal Ernst von Schuch, den königl. sächsischen Generalmusik-Direktor, der als geborener Oesterreicher und als einer der angesehensten Opern-Direktoren im Deutschland der berühmte Nachfolger Jahns gewesen wäre, wenn nicht — die Sonne Mahlers ihn verdunkelt hätte. Seinem Erscheinen sah man mit großem Interesse entgegen und, da das Programm selbst ohnehin keine hochgespannten Erwartungen aufkommen ließ, so war „man" gekommen, um ihn zu sehen. Und wirklich, es lag beinahe kein anderer, triftiger Grund vor, dieses vormärzliche Konzert zu besuchen, als höchstens der Wunsch, diesen ausländischen Oesterreicher kennen zu lernen. Denn, obwohl es uns beileibe nicht eingefallen wäre, von den Philharmonikern schon beim ersten Konzerte etwas ganz Neues zu erwarten, so hätten wir uns doch gefreut, wenigstens ein modernes Werk zu hören. Aber stattdessen der übliche Griff in die alte Archivlade, aus der das Aelteste, was zu haben, hervorgeholt wird. Die alten Muster in hohen Ehren, aber man wird es uns nicht verdenken, wenn uns ein frischer Apfel lieber ist, als die schon oft genossenen, konservierten Früchte aus dem Zeitalter des aufgeklärten Despotismus. Also Haydn und Händel! Von diesem bekamen wir ein Konzert für Streichinstrumente (concerto grosso) in D-moll zu hören, ein Paradestück für unsere Geiger, von jenem die Sinfonie in B-dur, deren heitere Anmut an einer liebevollen Hingabe und exaktem Durchführung sich siegreich belebte. Endlich, des langem Fastens müde, kein Flug nach aufwärts

in die romantischen Gefilde Beethovens. Mit niederzwingender Gewalt, erschütternd und erhebend zugleich, zog die Sinfonie in C-moll, dieses mächtige Gestirn am dunklen Nachthimmel, an uns vorüber und entfesselte immer Beifallssturm, der uns von früheren Jahren so vertraut entgegenklang. Hier auch setzte erst die Meisterschaft des Dirigenten mit ganzem Erfolge ein. Von Schuch läßt sich sagen, er wächst mit seinen höheren Zwecken. Haydn liegt ihm etwas ferne, bei Händel hilft er sich mit Kunstgriffen, Beethoven gelingt ihm. Seine langjährige Erfahrung zeigt sich sehr vorteilhaft in der gefestigten, klaren Auffassung, die jeder überflüssigen Interportationskünstelei geflissentlich aus dem Wege geht vielmehr an die organische Gliederung des Werkes sich hält und dieses somit aus sich selbst heraus wirken läßt. Dabei versteht es Schuch, mit einem Anfluge jugendlicher Begeisterung die Tonmassen schwungvoll zu beleben und mit tatkräftiger Energie das Tempo jeweilig zu bestimmen und auch festzuhalten. In diesem Manne, dessen ergrautes Haupt das vorgerückte Alter verrät, kocht noch etwas von dem Feuer der Jugend und diese innere Wärme des Gemütes im Gleichgewichte mit der ruhigen, in sich abgeschlossenen künstlerischen Anschauung gibt dieser Persönlichkeit das hervorragende individuelle Gepräge. Schuch wurde enthusiastisch gefeiert und kann mit seinem Erfolge zufrieden sein. R. S.

Besprechungen.

Nachtwandler. Alter. Festspiel. Von Eugen Guglia. Verlag von C. W. Stern (Buchhandlung L. Rosner). Wien 1903.

Guglia ist Historiker vom Fach und hat sich als solcher einen sehr geachteten Namen erworben. Auch als Feuilletonist und Novellist wird er mit Recht hoch geschätzt. Nun lernen wir ihn auch als Dramatiker kennen und zwar, wie ich gleich hier bemerken will, in einem recht vorteilhaften, verheißendem Lichte.

Das Schauspiel „Nachtwandler" — 1901 auf Anregung der von „Bühne und Welt" ausgeschriebenen Einakter-Konkurrenz verfaßt — ist das beste unter den drei vorliegenden Stücken. Guglia zeigt sich hier als Meister der Charakteristik und des Dialogs. Eine kleine Handlung, in der eine ganze große Welt liegt, die Welt des ringenden Dichters, der sein Bestes gibt und das Beste leistet, der einen übermenschlichen Kampf um seine Kunst und seine Liebe kämpft, und der sich am Ende in trostloser Verlassenheit findet. Guglia hat hier ein Seelenbild geliefert, das an Wahrheit und Wirkung zu den allerbesten gehört.

Das einaktige Drama „Alter", geschrieben 1897 und zuerst gedruckt im „Kyffhäuser" 1900, behandelt ein altes Thema — „Johannistrieb" — in nicht gerader origineller Weise. Die Charaktere sind ziemlich flau gezeichnet, der Dialog ist mitunter schleppend.

Das „Festspiel zur Enthüllung des Wiener Goethe-Denkmals" ist bereits in der „Wiener Abendpost" vom 15. Dezember 1900 erschienen. Der Verfasser schreibt sich das Verdienst zu, „mit der überlieferten, schon banal gewordenen Form dieser Gattung entschieden gebrochen zu haben: weder der Weimarer Hof kommt darin vor, noch Gestalten aus Goethe'schen Dichtungen, zuletzt erscheint weder die Poesie, noch sonst ein allegorisches Wesen." Das Festspiel wurde nirgends angenommen. Und doch wäre es der Aufführung wert gewesen. Guglia spielt hier eine sehr undankbare Rolle: Er gab den üblichen Weihespielen ein neues Gewand, das er selbst erfunden hatte, an dessen einfache Schönheit nie

jemand gedacht. Die bisherige Form solcher Spiele mit all ihrem klassischen und übernatürlichen Firlefanz ist tatsächlich banal. Man wird sich gewiß in Zukunft auf die Form, die Guglia schuf, besinnen und sie zu Ehren bringen. Ihr Urheber jedoch wird das Nachsehen haben.

Das Festspiel bringt dem deutschen Dichterheros die Huldigung des Greises, des Mannes und des Jünglings. Es zeigt uns, was der Dichter für jede dieser Altersstufen bedeutet, wie jede ihn anders nimmt und anders ehrt. Wir sehen nicht den Brausekopf, der sich in Frankfurt und Sesenheim herumtrieb, nicht den ernsten Denker, der sich in Italien an der Antike sättigte, nicht die steife Exzellenz von Weimar — wir fühlen den Geist des Olympiers, der unsichtbar auch unsere Zeit umschwebt. Wir fühlen Goethes Geist in uns. Guglia wollte uns diesem Geiste in der Weihestunde näher bringen, und es gelang ihm. Das ist das Urteil, welches ein richtiges Empfinden dem Festspiel nicht versagen kann.

—n—

Der unglückliche Liebhaber, oder: Die tugendhafte Frau. Lustspiel in vier Aufzügen. (Anonym.) Verlag von C. W. Stern (Buchhandlung L. Rosner). Wien 1903.

Unsere Zeit ist an wirklichen Lustspielen recht arm. Was man als „Lustspiel" vorgesetzt bekommt, gehört doch zumeist ins Fach der Posse. Es ist auch sehr schwer, besonders wenn man dem gegenwärtigen Geschmack dienen will, ein wirkliches und gutes Lustspiel zu bringen. Der Verfasser des vorliegenden Stückes hatte darum keine geringe Arbeit. Er mußte dem modernen Geschmack Rechnung tragen, der in Handlung und Sprache das starke, derbe und zugleich flotte Zeichnen liebt, durfte aber dabei doch nicht die feinen und zarten Striche vergessen. Er hat, glaube ich, seine Aufgabe recht glücklich gelöst. Dabei kam ihm vor allem der Stoff und das Milieu zu statten. Das liebenswürdig-heitere, etwas lockere, aber doch im Grunde ehrbare Wiener Bürgertum stand ihm Modell. Wenn auch die Handlung „in einer kleinen Stadt in der Nähe von Wien" (Baden) spielt, so sind es doch echte und rechte Wiener, die vor uns hintreten. Es ist das Wienertum, das der Uneingeweihte zumeist in ganz anderen Kreisen sucht als dort, wo es wirklich daheim ist. Dieses Wienertum verstehen und schildern kann nur der, der selbst aus ihm hervorgegangen ist, der mit ihm aufwuchs und in ihm fortlebt.

Daß der anonyme Verfasser ein Wienerkind ist, steht fest. Ein — wenn auch akklimatisierter — Fremdling hätte dieses Stück nicht so schreiben können, wie es vor uns liegt. Das Lustspiel hat darum speziell für den Wiener einen besonderen Wert. Es ist für ihn ein reiner, fleckenloser Spiegel, aus dem ihm sein fideles und gutmütiges Gesicht entgegenlacht. Damit ist eigentlich schon alles gesagt, was über die Charakteristik zu sagen ist, und darin liegt auch schon eine volle Anerkennung.

Ueber das Thema sei mir ein besonderes Wort gestattet. Der Grundgedanke ist folgender: Bei uns und in unseren mittleren Kreisen kommen „Ehe-knackse" sehr oft vor, „Ehebrüche" dagegen viel seltener als man glaubt. Die Wiener jungen Frauen sind, wenn man's genau nimmt, eigentlich entsetzlich moralisch, entsetzlich tugendhaft. Von den Männern wird auf diesem Gebiet furchtbar viel renommiert. In den Kreisen, wo die Frau ein Boudoir hat und sich um Wirtschaft und Kinder gar nicht kümmert, oder in den ganz kleinen Verhältnissen,

wo auch die Geldfrage mitspielt, sind die Skandalgeschichten häufig; der solide Mittelstand dagegen kennt sie kaum. — Auf dieser Grundlage baut sich das Lustspiel auf. Im Mittelpunkt steht die Wienerin, kokett, flott, reizend — ein entzückendes Bild. Sie macht mit ihrem Anbeter — der Gemahl hat's erlaubt und gönnt sogar seinem Weibchen die Zerstreuung — eine Radpartie. Sie treibt den Flirt bis zur alleräußersten Grenze, ja etwas über diese hinaus. Sie bewegt sich immer auf der Schneide, verliert aber doch nie das Gleichgewicht, sie bleibt immer Herrin ihrer selbst und bestimmt souverän die jeweilige Situation. Die Sprache ist mitunter gewagt. Ein paar Küsse, eine leise Berührung, ein neckisches Spiel mit den „Fußerln" — mehr nicht, so sehr auch der unglückliche Liebhaber seine Verführungskünste spielen läßt. Die Sache scheint immer sehr gefährlich zu sein. Aber die Ehemänner, die nie Zeit haben, können ihre Frauen den Junggesellen, die immer Zeit haben, getrost überlassen. Diese sind sogar „ein notwendiger Faktor in jedem Ehestand, wenn er glücklich sein soll, sie sind den Ehemännern geradezu unentbehrlich. Sie erhalten unsere Frauen in guter Laune, und das wirkt natürlich wieder auf uns zurück, erleichtert uns unsern Beruf und verschönt uns das häusliche Leben." Auch diese Sprache ist — wenngleich ihr nicht eine gewisse Berechtigung versagt wird — gewagt, und sie liefert uns den Beweis, daß der Verfasser nicht bloß Wiener, sondern auch Junggeselle ist. Man kann sogar noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, das diese Wiener-Weisheit wohl eine Frucht der Wiener-Studien des Verfassers ist.

Das Thema und dessen Hauptvertreterin Frau Dora erinnern in einigen Einzelheiten ein wenig an Dumas' (Sohn) „Francillon". Die Aehnlichkeit ist aber eine rein äußerliche.

Die Lektüre des Lustspiels ist ein behaglicher Genuß. Schade, daß wir es bis heute auf keiner Bühne sehen konnten. Es hat sich ein Verdienst um das Wienertum erworben und ist darum allein schon der Aufführung wert. Auch in bezug auf Bühnentechnik ließe sich nichts einwenden. Wir können also vielleicht doch hoffen, das Stück zu sehen. Vielleicht findet es um seiner selbst willen die Gnade eines Wiener Theaterdirektors. Es brauchte nichts geändert zu werden, ausgenommen etwa Frau Doras ungewöhnliche Reiseroute Abbazia-Wien via Nabresina. —n—

Aus Heimat und Fremde. Erlebnisse und Ergebnisse von Adolf Hagen. Verlag von Julius Werner. Leipzig 1903.

Adolf Hagen (Dr. Adolf Harpf) hat ein neues Buch geschrieben, das, wie alle seine Arbeiten, den Stempel seiner Individualität trägt. Er ist, ich möchte sagen: ein deutscher Vergnügungs-Ahasver voll ungezähmter Wanderlust. Grazer von Geburt und nun in Leoben ansässig, genügte ihm seine grüne Steiermark von Jugend an nicht. Seit seinem 16. Lebensjahre zieht er von Zeit zu Zeit seine Reisestiefel an und stapft in der Welt herum. Jetzt eben hält er sich in Kairo auf, und wenn diese Zeilen die Presse verlassen, rüstet er sich zu einem Marsch durch den Sudân. Diese seine Lebensgewohnheit muß man kennen, um Hagens Bücher richtig beurteilen zu können. Er ist von einer seltenen Universalität. Als Dichter vergleicht ihn A. A. Naaff mit Ludwig Uhland und Gustav Schwab. Seine Lieder sind Schwertgeklirr und Schilderrasseln. Als Philosoph hat Hagen bemerkenswerte Studien geboten („Die Ethik des Protagoras", „Goethes Erkenntnisprinzip", „Schopenhauer und Goethe", „Darwin in der Ethik" (Carneri-

Festschrift), „Zur Lösung der brennendsten Rassenfrage"). Als Literarhistoriker hat er vor allem die volkstümliche Dichtung gepflegt, so in seinem „Sagen und Singen nach Volkes Weise" und in seinem vortrefflichen Buche „Ueber deutsch-volkliches Sagen und Singen." Seinen Wanderschilderungen „Spaziergang nach Paris" und „Idyllen aus Kärntens Gauen" u. a. folgen nun die vorliegenden „Erlebnisse und Ergebnisse". Sie sind nur zum Teil Reisebilder. Die erste Hälfte des Buches enthält historische Erinnerungen, Erzählungen aus der Vorzeit, Betrachtungen über deutsche Sprache und deutsche Literatur. Die zweite, größere Hälfte, bringt Wanderbilder aus deutschen und welschen Gauen, vor allem aber eine Reihe höchst wertvoller Aufsätze und Studien über Aegypten.

Im ersten Teile des Buches sehen wir Hagen wieder als gewandten und feinsinnigen Erzähler, der es namentlich meisterhaft versteht, uns die deutsche Vorzeit lebendig vor Augen zu führen. Im „Kampf um Ragan" offenbart er sich als guter Schüler Felix Dahns und Gustav Freytags. Seine Essays „Die germanische Frau", „Die Sprache", „Der Geist des deutschen Burschentums" sind aller Anerkennung wert, besonders die Stimmung, die uns aus ihnen entgegenweht. Interessant ist der Aufsatz „Kampf um das deutsche Volkslied", der die literarische Fehde behandelt, die über den Begriff „Volkslied" zwischen Oskar Staudigl und Dr. Josef Pommer in der Zeitschrift „Lyra" entbrannte.

Unter den Reisebildern treten, wie schon bemerkt, besonders die ägyptischen hervor. Das Land der Pharaonen, das uns wie eine geheimnisvolle Mahnung aus einer uralten Zeit des Menschengeschlechts erscheint, nimmt immer mehr Interesse für sich in Anspruch und ist das Ziel eines alljährlich wachsenden Fremdenstromes. Hagen hat dieses Land seit einer Reihe von Jahren immer wieder aufgesucht und studiert. Was er uns an Erlebnissen und Eindrücken bietet, ist weit entfernt von der beliebten Art der „Reisebeschreibungen." Vor allem hier kommt Hagens Eigenart besonders vorteilhaft zur Geltung. Mag es sich um eine historische, ethnographische oder kulturelle Studie handeln, immer fesselt er von der ersten bis zur letzten Zeile den Leser in seine Stimmung, immer kommt neben dem Erzähler, dem Schilderer, dem Fachmann der Dichter und der Philosoph zum Ausdruck. Seine Bilder gewinnen so ungemein an Lebhaftigkeit und Sattheit der Farben, ohne auch nur das geringste an Wahrheit zu verlieren. Als eine seiner schönsten und philosophisch tiefsinnigsten Studien sei die über das Haschisch genannt. Am wirkungsvollsten dürfte seine Schilderung des der Vernichtung preisgegebenen zweitausendjährigen Isistempels von Philae sein, jenes Edens, das Brugsch das schönste Bild auf Gottes weiter Erde nannte, und das nun der modernen Technik, dem Nilstauwerk, rettungslos zum Opfer fällt.

Dr. Karl Huffnagl.

Für die Redaktion verantwortlich: Julius Habermann.
Buchdruckerei Gustav Röttig, Oedenburg.

Magyar-Horvát Tengeri Gőzhajózási Részvénytársaság. — Ugarsko-Hrvatsko Dioničko Pomorsko Parobrodarsko Družtvo.

Ungarisch-Kroatische See-Dampfschiffahrts-Aktien-Gesellschaft in Fiume.

Fahrordnung, giltig vom 1. April 1903 bis auf weiteres.

(Hiemit wird die Fahrordnung vom 1. November 1902 ausser Kraft gesetzt.)

Fahrten nach Dalmatien.

Eillinie Nr. I. Fiume-Gravosa.

Hinfahrt			Station		Rückfahrt	
Montag	10.30 Vrm.	Ab	Fiume	An	Mittw.	4.30 Nm.
„	5.— Nm.	An	Zara	Ab	„	10.30 Vrm.
„	5.30 „	Ab	Zara	An	„	10.— „
„	11.— „	An	Spalato*	Ab	„	4.30 „
»	12.—Ncht.	Ab	Spalato*	An	„	3.30 „
Denst.	8.—Vrm.	An	Gravosa	Ab	Dienst.	7.30 Nm.

* Anschluss in Spalato auf der Hinfahrt an die Linie Fiume-Metković.
Infolge dieses Anschlusses beträgt die Reisedauer von Fiume bis Metković nur 20 Stunden.

Eillinie Nr. II. Fiume-Cattaro.

Hinfahrt			Station		Rückfahrt	
Dien.	10.30 Vm.	Ab	Fiume	An	Donn.	4.30 Nm.
„	5.— Nm.	An	Zara	Ab	„	10.30 Vm.
„	5.30 „	Ab	Zara	An	„	10.— „
„	11.— „	An	Spalato	Ab	„	4.30 „
„	12.— Nm.	Ab	Spalato	An	„	3.45 „
Mittw.	4.15 Vm.	An	Curzola	Ab	Mitt.	11.30 Nm.
„	4.30 „	Ab	Curzola	An	„	11.15 „
„	8.15 „	An	Gravosa	Ab	„	7.30 „
„	9.— „	Ab	Gravosa	An	„	6.20 „
„	11.30 „	An	Castelnuovo	Ab	„	3.50 „
„	11.45 „	Ab	Castelnuovo	An	„	3.35 „
„	12.50 Nch.	An	Cattaro	Ab	Mitt.	2.30 Nm.

Eillinie Nr. III. Fiume-Cattaro.

Hinfahrt			Station		Rückfahrt	
Freit.	10.30 Vm.	Ab	Fiume	An	Sonnt.	4.30 Nm.
„	5.— Nm.	An	Zara	Ab	„	10.30 Vm.
„	5.30 „	Ab	Zara	An	„	10.— „
„	11.— „	An	Spalato	Ab	„	4.30 „
„	12.— Nch.	Ab	Spalato	An	„	3.45 „
Sams.	4.15 Vm.	An	Curzola	Ab	Sams.	11.30 Nm.
„	4.30 „	Ab	Curzola	An	„	11.15 „
„	8.15 „	An	Gravosa	Ab	„	7.30 „
„	9.— „	Ab	Gravosa	An	„	6.20 „
„	11.30 „	An	Castelnuovo	Ab	„	3.50 „
„	11.45 „	Ab	Castelnuovo	An	„	3.35 „
»	12.50 „	An	Cattaro	Ab	Sams.	2.30 „

Eillinie Nr. IV. Fiume-Gravosa.

Hinfahrt			Station		Rückfahrt	
Sams.	10.30 Vm.	Ab	Fiume	An	Mont.	4.30 Nm.
„	5.— Nm.	An	Zara	Ab	„	10.30 Vm.
„	5.30 „	Ab	Zara	An	„	10.— „
„	11.— „	An	Spalato	Ab	„	4.30 „
„	12.— Nch.	Ab	Spalato	An	„	3.30 „
Sonnt.	8.— Vm.	An	Gravosa	Ab	Sonnt.	7.30 Nm.

Eillinie Triest-Cattaro.

Hinfahrt			Station		Rückfahrt	
Sams.	8.30 Nm.	Ab	Triest	An	Donn.	6.— Vm.
Sonnt.	5.— Vm.	An	Lussinpiccolo	Ab	Mitt.	9.— Nm.
„	6.— „	Ab	Lussinpiccolo	An	„	8.— „
„	10.— „	An	Zara	Ab	„	4.— „
„	11.— „	Ab	Zara	An	„	3.— „
„	2.30 Nm.	An	Sebenico	Ab	„	10.30 Vm.
„	3.20 „	Ab	Sebenico	An	„	9.25 „
„	6.55 „	An	Spalato*)	Ab	„	6.— „
„	12.— Nch.	Ab	Spalato*)	An	Dien.	10.25 Nm.
Mont.	5.25 Vm.	An	Curzola	Ab	„	5.— „
„	6.— „	Ab	Curzola	An	„	4.10 „
„	10.10 „	An	Ragusa-Gravosa	Ab	„	12.— Mttg
„	12.— Mttg	Ab	Ragusa-Gravosa	An	„	10.40 Vm.
„	2.40 Nm.	An	Castelnuovo	Ab	„	8.— „
„	3.30 „	Ab	Castelnuovo	An	„	7.10 „
„	4.40 „	An	Cattaro	Ab	Dien.	6.— Vm.

Postlinie Fiume-Metković.

Hinfahrt			Station		Rückfahrt	
Sonn.	10.30 Nm.	Ab	Fiume	An	Freit.	3.55 Nm.
Mont.	6.55 Vm.	An	Zara	Ab	„	7.30 Vm.
„	8.— „	Ab	Zara	An	„	6.10 „
„	12.— Mttg	An	Sebenico	Ab	—	
„	2.— Nm.	Ab	Sebenico	An	—	
„	5.45 „	An	Spalato*	Ab	Donn.	11.— Nm.
Dien.	12.15 Vm.	Ab	Spalato*	An	„	5.— „
—	— —	An	Makarska	Ab	„	2.— „
—	— —	Ab	Makarska	An	„	1.— „
—	— —	An	Trappano	Ab	„	11.— Vm.
—	— —	Ab	Trappano	An	„	9.50 „
Dien.	6.45 Vm.	An	Metković	Ab	Donn.	8.— Vm.

* Anschluss in Spalato an die Eillinie Nr. I. Fiume-Gravosa, auf der Hinfahrt. — Durch diesen Anschluss beträgt die Reisedauer von Fiume bis Metković nur 20 Stunden.

Wöchentl. Linie Fiume-Cattaro Nr. 1.

Hinfahrt			Station		Rückfahrt	
Mitt.	10.15 Nm.	Ab	Fiume	An	Mittw.	4.45 Vm.
Donn.	6.30 Vm.	An	Zara	Ab	Dienst.	7.30 Nm.
„	7.30 „	Ab	Zara	An	„	6.30 „
„	12.— Mttg	An	Sebenico	Ab	„	2.— „
„	1.— Nm.	Ab	Sebenico	An	„	12.15 „
„	4.— „	An	Traù	Ab	„	8.30 Vm.
„	4.30 „	Ab	Traù	An	„	7.30 „
„	6.— „	An	Spalato	Ab	„	6.— „
Freit.	5.— Vm.	Ab	Spalato	An	Mont.	5.45 Nm.
„	6.15 „	An	Milnà	Ab	„	4.30 „
„	7.— „	Ab	Milnà	An	„	3.45 „
„	8.45 „	An	Bol	Ab	„	2.— „
„	9.30 „	Ab	Bol	An	„	1.15 „
„	10.15 „	An	Gelsa	Ab	„	12.30 „
„	11.15 „	Ab	Gelsa	An	„	11.30 Vm.
„	12.45 Nm.	An	Cittavecchia	Ab	„	10.— „
„	1.45 „	Ab	Cittavecchia	An	„	9.— „
„	3.15 „	An	Lesina	Ab	„	7.30 „
„	4.15 „	Ab	Lesina	An	„	6.30 „
„	5.45 „	An	Lissa	Ab	„	5.— „
„	7.— „	Ab	Lissa	An	Sonnt.	10.45 Nm.
„	11.30 „	An	Curzola	Ab	„	6.15 „
„	12.— Ncht	Ab	Curzola	An	„	6.— „
Samst.	5.15 Vm.	An	Ragusa-Gravosa	Ab	„	1.— „
„	10.— „	Ab	Ragusa-Gravosa	An	„	12.— Mttg
„	1.30 Nm.	An	Castelnuovo-Meljine	Ab	„	8.30 „
„	2.30 „	Ab	Castelnuovo-Meljine	An	„	8.15 „
„	3.15 „	An	Teodo	Ab	„	7.30 „
„	3.30 „	Ab	Teodo	An	„	7.15 „
„	4.— „	An	Risano	Ab	„	6.45 „
„	4.30 „	Ab	Risano	An	„	6.30 „
„	4.45 „	An	Perasto	Ab	„	6.15 „
„	5.— „	Ab	Perasto	An	„	6.— „
„	5.30 „	An	Perzagno	Ab	„	5.30 „
„	5.45 „	Ab	Perzagno	An	„	5.15 „
„	6.— „	An	Cattaro	Ab	„	5.— Vm